

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich Strasse N. 7.

Für Oesterr. Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:

Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$ 00. Ausland 20 Mk

Einzelne Nummern 300rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 7

São Paulo, 11. August 1911

VII. Jahrg.

Politisches aus dem Staate Rio.

Man hat vielfach geglaubt, daß der Caso do Rio ebenso schnell und glatt erledigt werden würde, wie der Caso do Conselho. Wie es aber den Anschein hat, ist der frühere Präsident Backer und sein Kandidat Edwiges de Queiroz entschlossen, den Kampf um die Präsidentschaft im Staate Rio noch weiter zu führen, obwohl nicht die geringste Hoffnung auf Erfolg vorhanden ist. In der Deputiertenkammer konnte der Fall bisher nicht erledigt werden, weil die Zivilisten, gerade wie in der vorjährigen Session, es bis jetzt zu verhindern wußten, daß es zur Abstimmung kam. Nun ist aber die Zeit gekommen, da der Staatskongreß seine Sitzungen beginnt. Der Staat hat aber nicht nur zwei Präsidenten — Edwiges nennt sich stolz Staatspräsident —, sondern auch zwei Kongresse. Im vergangenen Jahre haben beide zusammen getagt, zuerst beide in Petropolis, dann die wirkliche Assembleia in Niteroy. Die Assembleia Backers hat die ganze Zeit in der Munizipalkammer von Petropolis getagt. Natürlich hat der frühere Präsident Backer nur mit seiner Assembleia verkehrt und hat nur seinen Deputierten Subsidien auszahlen lassen. Das waren für die Deputierten der anderen Partei schlechte Zeiten, denn sie mußten sich selbst unterhalten. Sie haben aber, nachdem ihr Kandidat Oliveira Botelho Präsident geworden war, die Subsidien nachbezahlt erhalten, so daß der Staat also für das vergangene Jahr doppelte Auslagen für den Staatskongreß hatte, welcher in diesem Staate ebenso wenig leistet, wie etwa der Bundeskongreß. Aber nicht nur der Staat Rio ist durch diese Geschichte geschädigt worden. Der Bundeskongreß ist dadurch monatelang in seiner Arbeit aufgehalten worden, da die Zivilisten hartnäckig obstruierten, um die Entscheidung der Angelegenheit zu hintertreiben. Die Folge davon war, daß der Kongreß seine Hauptarbeit, die Beratung der Budgets, nicht mehr bewältigen konnte, um so weniger, als bald nach dem Regierungswechsel die Flottenrevolte ausbrach, welche den Kongreß ebenfalls lange Zeit aufhielt. Die Budgets mußten infolgedessen in den allerletzten Tagen in aller Eile durchgepeitscht werden, sind deshalb auch sehr mangelhaft.

In diesem Jahre wollten nun die Zivilisten dasselbe Manöver noch einmal machen; aber hoffentlich wird ihnen die Majorität diesmal beizeiten einen

Riegel verschieben. Der betreffende Senatsbeschluß, durch welchen die jetzige Staatsregierung als rechtmäßig anerkannt wird, steht schon lange auf der Tagesordnung und man hofft, daß derselbe in diesen Tagen zur Annahme gelangen werde. Die Deputierten Backers, oder vielmehr des angeblichen Präsidenten Edwiges de Queiroz, haben vor einigen Tagen wieder Habeas Corpus beim Obersten Bundesgericht nachgesucht, damit sie ihre Sitzungen ungestört abhalten könnten. Das Gesuch ist am Mittwoch zur Verhandlung gekommen. Als der Prozeß verlesen war, wollte der Deputierte Paulino Soares den Antrag begründen, wurde jedoch daran durch den Berichterstatter des Tribunals verhindert, welcher ausführte, daß gar kein Grund dafür vorliege, den Verteidiger reden zu lassen, da man doch zuerst den Angeklagten hören müsse, nämlich den Staatspräsidenten. Wenn es sich dann herausstellte, daß die Antragsteller wirklich in ihrer persönlichen Freiheit bedroht seien, könne das Gesuch entschieden werden. Ein anderer Richter wies mit Recht darauf hin, daß das Tribunal bereits über diesen Fall sein Urteil gefällt habe; es liege deshalb gar kein Grund vor, daß sich das Tribunal nochmals mit der Angelegenheit befasse. Es wurde schließlich beschlossen, von dem Staatspräsidenten Auskunft über die Sache zu erbitten. Es ist übrigens ganz gleichgiltig, wie das Tribunal in dieser Angelegenheit entscheidet, da ja der Bundespräsident dieselbe bereits beim Kongreß anhängig gemacht hat. Diesem steht die Entscheidung zu und wenn das Tribunal wirklich das Habeas Corpus-Gesuch genehmigte, so würde die Bundesregierung doch keine Rücksicht darauf nehmen können; denn für sie ist die Sache dadurch erledigt, daß sie dieselbe dem Kongreß zur Entscheidung übergab.

Die Anhänger Backers werden natürlich alles versuchen, um die Sache in die Länge zu ziehen und es sitzen auch im Obersten Bundesgericht viele Richter, welche mit Vergnügen bereit sind, der Regierung durch Genehmigung des Gesuches Schwierigkeiten zu bereiten. Es dürfte ihnen aber wohl kaum gelingen, da der Bundespräsident schon zur Genüge gezeigt hat, daß er nicht gesonnen ist, sich einem Tribunal zu unterwerfen, welches seine Beschlüsse vom Parteiinteresse seiner Richter abhängig macht. Die berühmte Assembleia des Dr. Edwiges de Queiroz wird jedenfalls den Versuch machen, auch in diesem Jahre Sitzungen abzuhalten und es wird sie wohl auch niemand daran hindern. Die Sitzungen werden aber jedenfalls nicht lange dau-

ern, da es am nötigsten fehlt, nämlich am Gelde. Ohne Subsidien Deputierter sein, ist eine schlimme Sache, und da durchaus keine Hoffnung vorhanden ist, das Geld nachträglich zu erhalten, werden sich wohl auch nicht viele Deputierten dazu finden.

Am schlimmsten ist das für den Expräsidenten Backer und für Edwiges de Queiroz, welche durch diesen Mißerfolg ganz und gar kalt gestellt sind. Backer hatte darauf gerechnet, mit Hilfe seines Präsidenten Deputierter oder gar Senator zu werden. Diese Hoffnung ist jetzt wohl für immer vorbei, da er sich durch sein Benehmen vor der Regierungsübernahme, als er den Palast mit Dynamit untergraben ließ, im ganzen Staate sehr verhaßt gemacht hat. Sogar Leute, welche vorher treu zu ihm gehalten hatten, haben sich damals entrüstet von ihm abgewandt, ebenso auch von Edwiges de Queiroz, welcher den Verteidigungsplan entworfen haben soll. Es ist bekannt, daß Marschall Hermes früher ein guter Freund des letzteren war, wie es auch allgemein bekannt ist, daß Backer ihn nur deshalb als Kandidaten aufstellen ließ, weil er dadurch die Unterstützung des Marschalls zu erlangen hoffte. Diese Berechnung ist allerdings schmählich zusehauend geworden, da Marschall Hermes sich auf die Pläne seines Freundes Edwiges nicht einlassen wollte. Natürlich ist Edwiges seitdem einer der erbittertsten Feinde des Marschalls, und während er sich in der Wahlperiode als ein überzeugter Hermist aufspielte, ist er jetzt zu den Zivilisten übergegangen, um seinen früheren Bosenfreund, den er nicht genug rühmen konnte, zu bekämpfen.

Für den Staat Rio wäre es ein Unglück gewesen, wenn er an die Regierung gekommen wäre, da er nicht nur unfähig, sondern auch in hohem Grade rachsüchtig und gewalttätig ist. Der jetzige Präsident ist dagegen ein sehr ruhiger und rechtlich denkender Mann, der sich nach Kräften bemüht, die Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen. Er hat bei seiner Regierungsübernahme eine heillose Unordnung vorgefunden, da sich Backer in der letzten Zeit um nichts mehr kümmerte, als um seine persönliche Politik. Für die Wahl seines Kandidaten und seiner Deputierten hat er bedeutende Summen verausgabt und allen möglichen Leuten Stellen übertragen, für die sie gar nicht geeignet und befähigt waren.

Es wird wohl noch geraume Zeit dauern, bis alles wieder in Ordnung ist und jedenfalls wird der Staatspräsident zu einer äußeren Anleihe seine Zuflucht nehmen müssen, um die Finanzen wieder in Ordnung bringen zu können.

einer so patriotischen Veranlassung dabei sein, die kleinen Boulevard-Blätter stießen in dasselbe Horn, und nolens volens sah sich „Le Journal“ gezwungen, Berlin und die Deutschen von seiner Liste zu streichen.

Nun, die Deutschen können zufrieden sein, daß es so gekommen ist. Was sich in Vincennes bei Abfahrt der Flieger ereignete, wird stets ein überaus trauriges Blatt in der Geschichte der Aviatik sein.

Schon von Mitternacht an begannen sich die weiten Flächen und Wiesen um den Start in Vincennes zu füllen. Wer das große Straßen-Publikum in Paris aus eigener Anschauung kennt, weiß, daß es kaum eine undiszipliniertere, rücksichtslosere, stets händelsüchtige Menge gibt, die teilweise von geradezu gemeingefährlichen Subjekten wimmelt.

Trotzdem hat der Sicherheitsdienst in empörender Weise versagt. Um 5 Uhr morgens belief sich die Menge bereits auf etwa 300.000. Sie überflutete die reservierten Tribünen und brach die Einfriedigungen ein. Es gab Prügeleien, Messerstechereien, grobe Ausschreitungen. Sechstausend Mann Truppen und zahlreiche Polizei war anwesend. Der Ordnungsdienst war unzureichend. Die Volksmenge schwoll trotz heftigen Regens unaufhörlich an. Die Ordnung konnte nur mühsam wiederhergestellt werden. Kaum begonnen, kostete der internationale Rundflug zwei Fliegern das Leben.

Kurz nach 7 Uhr stürzten der Leutnant Prince-
teau in Issy-les-Moulineaux und der Flieger Lemartin in Vincennes aus dreißig und sechzig Meter Höhe ab, da sich die Apparate infolge falscher Manöver überschlugen. Der erstgenannte Flieger geriet unter den Motor, dessen Benzinbehälter Feuer fing, und verbrannte bei lebendigem Leibe, da er durch einen Gurt auf seinem Sitze festgeschnallt war und sich trotz verzweifelter Anstrengungen nicht freizumachen vermochte. Lemartin erlitt einen Bruch der Schädelbasis, einen doppelten Beinbruch und schwere innere Verletzungen. Am Abend erlitt Landron einen erschütternden Flammentod.

Ueber den mangelhaften Sicherheitsdienst schreibt man uns von anderer Seite:

Die unter so tragischen Umständen erfolgten Abstürze sind immerhin unglückliche Zufälligkeiten, mit denen man wohl vorläufig immer beim Flugsport rechnen müssen. Minder erklärlich und daher auch weniger entschuldbar ist es schon, daß auch bei der letzten Veranstaltung wieder grobe und gröbste Ausschreitungen der unteren Hunderttausende auf und dicht bei dem Flugfelde vorkamen, die von der Polizei nicht vorhergesehen, nur mit äußerster Mühe unterdrückt werden konnten. Es waren diesmal etwas mehr Truppen als letzthin in Issy-les-Moulineaux zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgeboden worden, im ganzen etwa sechstausend Mann zu Fuß und zu Roß, zu denen sich dann noch die vier Reservebrigaden der Pariser Polizei unter persönlicher Führung des Polizeipräfekten gesellten. Aber auch diesmal scheint man wieder die zu erwartende Menschenmenge unterschätzt zu haben. Schon fast die ganze Nacht über, mindestens schon seit Mitternacht, strömten die Tausende und aber Tausende aus Paris und der ganzen Umgebung nach dem östlich gelegenen Truppenübungsplatze von Vincennes hinaus, und gegen 5 Uhr morgens schätzte man die Versammelten auf rund dreimalhunderttausend Köpfe. Und diese gewiß schon gewaltige Menschenmenge schwoll in den beiden folgenden Stunden noch um viele weitere Zehntausende an, die, zu spät gekommen, vergeblich nach Platz und guter Aussicht suchten. Ein Drängen und Schieben entstand, bei dem nicht nur die üblichen Taschendiebe auf ihre Rechnung kamen, sondern auch die unvermeidlichen Apachen und sonstigen Roh-
buben, die in der Menge zuhause sind.

Europäischer Rundflug.

(Original-Bericht.)

Die bekannte Pariser Zeitung „Le Journal“ hat einen großartig geplanten europäischen Rundflug veranstaltet; die Flieger stiegen am Montag, den 18. Juni, in der Pariser Vorstadt Vincennes auf und flogen in Etappen nach Reims, Lüttich, Brüssel, Roubaix, Calais, London-Amiens und zurück nach Paris. Die Zeitung „Le Journal“ und ihre erbitterteste Konkurrentin „Le Matin“ veranstalten häufig zu reinen Reklamezwecken derartige Konkurrenzen, wir erinnern nur an den Arnee-Marsch vor einigen Jahren, und an den Spaziergang der Midinettes. Ursprünglich sollte ebenfalls Berlin mit in die oben geschilderte Route aufgenommen werden, da fand nun aber der „Matin“ den lange gesuchten Haken, um seiner Kollegin und dem ihm natürlich in der Seele verhaßten Reklame-Unternehmen eins auszuwischen. Nach Berlin zu gehen, schrieb er, wäre

hineinzugreifen. Mehrere Leute wurden nicht unerheblich verletzt, ohne daß es in dem furchterlichen Gedränge möglich gewesen wäre, die Angreifer zu entdecken. Schließlich wurde die Menge so ungeduldig, daß die hölzernen Einfriedigungen, durch die die reservierten Tribünen abgesperrt waren, dem Drucke der andrängenden Massen nicht länger widerstehen konnten: die Hunderttausende ergossen sich in die Tribünen und richteten sich trotz polizeilicher Intervention, die vergeblich blieb, recht gemächlich dort ein. Unterdes ging der Polizeipräfekt, der sich sichtliche Mühe gab, überall nach dem rechten zu sehen, auf dem Flugfelde auf und ab. Dem Veranstalter des Unternehmens erklärte er kategorisch, er werde „niemand aufsteigen lassen, solange noch eine einzige Person auf dem Flugfelde anwesend sei.“ Doch kaum war das Wort gesprochen, als sich auch schon, genau um sechs Uhr morgens der erste Flieger, Tabuteau, in elegantem Schwunge in die Lüfte erhob, zur großen Verwunderung des Präfekten, der ohnmächtig zuschaute. Es war ein Glück, daß Tabuteau Herr seines Apparates war, sonst wäre ein neues Unglück geschehen. Endlich war die „Piste“ von unbefugten Spaziergängern gesäubert, und der Wettflug konnte seinen Fortgang nehmen. Eine kleine Stunde später eignete sich dann der Todessturz Lemartins, der just vor den großen Zuschauertribünen zur Erde niederstürzte. Und auch hier zeigte es sich leider wieder, daß die Veranstalter aus den früheren Unfällen verzweifelt wenig gelernt hatten. Denn die Tribünen befanden sich ziemlich genau in der Flugrichtung. Wäre einer der Flieger durch irgendeinen Motordefekt, durch eine plötzliche Windströmung oder dergleichen genötigt worden, tief zu fliegen oder gar wieder zu landen — wie dies dem Aviatiker Train vor vier Wochen in Issy wiederfahren war —, so wäre er genau in die dichtbesetzten Tribünen hineingeflogen und eine furchtbare Katastrophe wäre unausbleiblich gewesen. Es war reine Glückssache, daß diesmal niemand im Publikum zu Schaden kam.

Das Deutschtum in Brasilien.

Von Einhart.*)

In Mexiko und in allen Staaten Mittel- und Südamerikas finden sich deutsche Niederlassungen, die von größter wirtschaftlicher Bedeutung für das Mutterland sind; denn die dort ansässigen Deutschen vermitteln einen schon jetzt gewaltigen, aber noch weiter wachsenden Güter-Austausch zwischen der Heimat und jenen reichen und aufnahmefähigen Gebieten; die deutsche Volkswirtschaft hat große Vorteile von dieser Tätigkeit der Deutschen in Süd- und Mittel-Amerika und es steht zu erwarten, daß sie dauernd sein werden.

Von besonderer Art sind die deutschen Ansiedlungen in dem größten südamerikanischen Staate, in Brasilien. An 440.000 Deutsche leben in dem ungeheuren Lande, von denen etwa 40.000 Kaufleute und Gewerbetreibende sind, während der Rest von ... 400.000 Landwirtschaft treibt.

Die ersten Deutschen wanderten um 1825 ein, es waren Bauern aus Pommern, von Hunsrück und aus Württemberg, die sich in der südlichen Provinz Rio Grande do Sul niederließen und die bald blühende Kolonie São Leopoldo gründeten; langsam und stetig wuchs die Zahl der bauerlichen Siedler, bis die Einwanderung durch den schlimmen Bürgerkrieg, der Brasilien fast 10 Jahre beunruhigte, um die Mitte

der 30er Jahre ganz zum Stillstand kam.

Von Ende der 40er Jahre an setzt sie wieder ein, begünstigt in gleicher Weise durch die innerfreudlichen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland, wie durch die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung in Brasilien; etwa 10 Jahre lang blieb Brasilien das Ziel eines starken bauerlichen Einwanderer-Stromes, der aus allen Teilen des Vaterlandes dorthin abfloß.

In diesem Zeitraume sind die wichtigsten und größten deutschen Kolonien entstanden, vor allem diejenigen im Süden des Landes, in Rio Grande, Santa Catharina und Parana.

Von allen deutschen Siedlungen ist die von Blumenau die bekannteste geworden; im Jahre 1850 gründete Dr. Hermann Blumenau, ein Apotheker aus Hasselfelde am Harz, mit 17 Genossen in der Provinz Santa Catharina eine Stadt, die seinen Namen trägt und die, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, sich glücklich entwickelte und heute mit mehr als 20.000 Einwohnern der Mittelpunkt nicht nur für zahlreiche Siedlungen in derselben Provinz, sondern recht eigentlich für das gesamte Deutschtum in Brasilien geworden ist.

Etwa um dieselbe Zeit entstanden gleichfalls in Santa Catharina die Niederlassungen des Hamburger Kolonisations-Vereins, später in Hanseatische Kolonisationsgesellschaft umgetauft, sie zogen nach und nach etwa 15.000 Deutsche nach sich und entwickelten sich günstig.

Das Jahr 1859 brachte in Preußen einen Erlaß des Handelsministers von der Heydt, der die Auswanderung nach Brasilien völlig verbot, da in einigen Teilen des Landes die Siedler einer wucherischen Ausbeutung durch eingeborene große Unternehmer ausgesetzt waren. Dies Verbot unterband die Auswanderung, wenn nicht vollständig, so doch sehr bedeutend, so daß sie bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1897 fast ganz stockte. Die Wirkung dieser gut gemeinten Maßregel war eine andere, als der preußische Minister vorhersah; die Auswanderung nach Brasilien unterblieb, aber diejenige nach den Vereinigten Staaten wuchs. Für die Erhaltung des Volkstums der Auswanderungslustigen wäre aber das Umgekehrte das Richtige gewesen, und es hätten sich wohl die Bedenken der preußischen Regierung gegen die Ausbeutung ihrer Untertanen durch geeignete Einwirkung auf die brasilianischen Behörden beseitigen lassen.

Damit sind wir auf die Tatsache gekommen, die die deutschen Niederlassungen in Brasilien besonders wertvoll und wichtig macht: die deutschen Ansiedler dort bleiben deutsch nach Sprache, Sitten und Gebräuchen, und fühlen sich bewußt als Glieder der deutschen Volksgesamtheit.

Die Erklärung dieser erfreulichen Erscheinung ergibt sich aus den Wesens-Gegensätzen zwischen den deutschen Einwanderern und der alteingesessenen Kolonialbevölkerung portugiesischer Abstammung, die durch Vermischung mit den eingeborenen Indianern und eingeführten Negeren ihre Rasse verdorben hat.

Der Brasilianer portugiesischer Herkunft und erst recht der Mischling unterscheidet sich von dem Deutschen so ausgesprochen, daß er ihm immer fremd bleibt; dieser innerliche Abstand wird durch die Sprache aufrechterhalten und so kommt es, daß das Deutschtum in Brasilien seit dem Bestehen der Einwanderung kaum Verluste gehabt hat; der Deutsche fühlt sich als Angehöriger einer höheren Rasse, ist auf seinen Wert stolz — ja er zieht unter ihm lebende andere europäische Einwanderer, wie Italiener und Slawen an und deutschte sie ein.

Als im Jahre 1897 der von der Heydtsche Erlaß aufgehoben wurde, war schon großer Schaden

*) Wir entnehmen diese Skizze der „Deutschen Geschichte“ von Einhart, der an anderer Stelle dieser Num-

tung über 3½ Millionen Deutsche nach den Vereinigten Staaten gezogen waren, von denen sonst gewiß ein großer Teil nach Brasilien gegangen wäre — sondern dort fehlte gerade die Zufuhr neuer deutscher Kraft aus dem Mutterlande, während in derselben Zeit Massen von Italienern und Slawen in die Siedlungen kamen.

Sobald aber die schädliche Verordnung beseitigt war, hob eine planvolle Belebung der brasilianischen Einwanderung an, geleitet hauptsächlich von der oben erwähnten Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft und von dem Leipziger Gelehrten Dr. Hermann Meyer, der selbst eine große Kolonie neu gründete.

Den Fürsprechern dieser Bewegung, die deutsche Auswanderungslustige statt nach den Vereinigten Staaten nach Brasilien lenken will, ist zuzustimmen, soweit die Notwendigkeit einer Auswanderung überhaupt besteht.

Betrachten wir nun das Schicksal der deutschen Ansiedlung in Brasilien, so ist gewiß, daß wir auf die Leistungen dieser Volksgenossen stolz sein können. Es ist ihnen nicht leicht gemacht worden, ihren Erwerb zu finden; der Kampf mit der Wildnis des Urwaldes hat unendliche Arbeit gekostet, die unsicheren politischen Verhältnisse des Landes haben die Entwicklung gehemmt, der Neid und die Eifersucht der Brasilianer ihnen Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Wenn trotzdem überall dort, wohin sie den Fuß gesetzt haben, blühende Ställe, stattliche Dörfer entstanden sind, so ist dies ein glänzender Beweis für die zähe Tüchtigkeit dieser aus allen Stämmen der Heimat gekommenen deutschen Siedler.

In Zucht und Ordnung, wohlhabend und zufrieden leben sie zusammen; eine große Zahl deutscher Schulen und Kirchen sorgt für die Erziehung und die Glaubensbedürfnisse der Bevölkerung; gut geleitete deutsche Zeitungen vertreten dem Staate gegenüber die Anliegen ihrer Landsleute und sind die geistigen Vermittler unter ihnen, und mit der Heimat.

Für ihr neues Vaterland sind diese Deutschen ein wertvoller Besitz: ihre Ruhe, ihre strenge Gesetzlichkeit, ihre Steuerkraft hebt sie vorteilhaft hervor unter dem rasselosen Mischmasch der alten Bevölkerung. Diese hat zwar im Gefühl der eigenen Minderwertigkeit angesichts der steten Fortschritte des Deutschland den Vorwurf erhoben, daß diese 440.000 Deutschen hochverräterisch eine Besitzergreifung südbrasilischer Gebiete durch das Deutsche Reich erstrebten oder gar vorbereiteten — aber die Einsichtigen unter den Staatsmännern des Landes wissen, daß dies ein unhaltbarer Vorwurf ist, einer von ihnen hat es ausgesprochen, daß es eine deutsche Gefahr für Brasilien nicht gibt, wohl aber für alle die Staaten, die im Handelsverkehr mit ihm stehen und zwar deshalb, weil die Ueberlegenheit der Deutschen sie von den Märkten Brasiliens auszuschließen drohe.

Ein schönes Zeugnis, um so bedeutsamer, als es Wahres ausspricht.

So zeigt uns das Deutschland Brasiliens das erfreuliche Bild, das die Volksgenossen dort nicht nur treue, bewußte, stolze Söhne ihres Volkes geblieben sind, sondern daß sie — treue Angehörige ihrer neuen Heimat — die Träger und Ausbreiter der überseeischen Beziehungen ihres Stammlandes in Brasilien wurden und bleiben.

Freilich werden sie es in Zukunft schwerer haben, denn der Argwohn der Brasilianer hat es durchgesetzt, daß die Anlegung geschlossener Siedlungen von nun an verboten ist — und die Unsicherheit der politischen Verhältnisse des Landes hemmt die Entwicklung.

Aber die Verhältnisse sind stärker als die Men-

schen — und es steht zu hoffen, daß die Volksgenossen in Brasilien kaum Schaden nehmen an ihrem Volkstum.

Eine weise Politik.

Die im Staate S. Paulo herrschende Partei hat beschlossen, ihren Kandidaten für die Nachfolge in der Staatspräsidentschaft erst im Monat Dezember aufzustellen. Der maßgebende Grund hierfür war die Erwägung, daß es nicht ratsam sei, durch die im März 1912 stattfindende Wahl die Autorität des derzeitigen Staatspräsidenten zu beeinträchtigen. In diesem Entschluß offenbart die situationistische Partei von neuem ihre im besten Sinne konservative Gesinnung und ihr Talent für praktische Politik, Eigenschaften, die sie schon oft der Bundesregierung als Muster haben dienen lassen.

Für eine in der Opposition befindliche Partei, wie die Hermisten und Pseudohermisten im Staate S. Paulo, ist natürlich keine Zeit lang genug für die Wahlbewegung. Es ist selten genug vorgekommen, daß in einem unserer Staaten eine Bewegung entstand, der es gelang, eine Kandidatur für das höchste Staatsamt gegen den Willen der im Besitz der Macht befindlichen zum Siege zu führen. Das ist ganz natürlich, denn wenn die Opposition schon die größte Mühe hat, so viele Stimmen zusammenzubringen, daß sie ein paar Sitze im Staatskongreß erobert, wie soll sie daran denken können, die große Anzahl von Wählern zu gewinnen, die nötig ist, um den Präsidentenstuhl zu bestreiten? Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß in einigen Winkeln der Republik eine so starke Mißstimmung gegen die Herrschenden bestände, daß bei wirklich freier Wahl die Opposition nicht siegen würde. Aber eben in jenen Staaten ist die Freiheit der Wahl am wenigsten gesichert. Das steht in ursächlichem Zusammenhang mit der Mißstimmung. Die Unzufriedenheit entstand, weil die am Ruder befindlichen schlecht regieren, und die schlecht Regierenden können sich nur durch Druck und Vergewaltigung in der Macht erhalten. Zu diesen Staaten gehört jedoch S. Paulo nicht, das allem Geschrei der Pseudohermisten zum Trotz der bestregierte Teil der ganzen Republik ist, mag auch dort noch manches zu wünschen übrig bleiben!

Aber auch in S. Paulo muß die Opposition den Kampf sehr zeitig beginnen, wenn sie überhaupt etwas erreichen will, steht sie doch einer festgefühten und gut disziplinierten Regierungspartei gegenüber, einer dichten Masse von Interessen, Traditionen und auch von Vorurteilen, die bekanntlich oft genug ein stärkeres Hemmnis für die Opposition bilden als alles andere. Darum haben die Pseudohermisten bereits vor Wochen den früheren Landwirtschaftsminister als Kandidaten aufgestellt, sehr gegen den Willen der Zentralleitung der konservativ-republikanischen Partei, der sie ohnedies mehr aus Versehen anzugehören scheinen. Denn das Programm dieser Partei deckt sich durchaus mit dem, was die Situationisten von S. Paulo immer vertreten haben und es noch vertreten, stimmt aber lange nicht in allen Punkten mit den Anschauungen derer um Rodolpho Miranda überein. Die Zentralleitung hatte deshalb auch eigentlich die Absicht, einen weniger extremen Kandidaten zu benennen, dessen Aussichten eben darum auch erheblich besser gewesen wären, wie es scheint den General Francisco Glycerio. Doch hat sie sich schließlich mit der vollendeten Tatsache abgefunden und Rodolpho Miranda als offiziellen Parteikandidaten anerkannt.

Zwar halten sich die wirklichen Hermisten in S. Paulo von dem Treiben ihrer Stiefbrüder Rodolpho-

scher Observanz zurück, aber eine andere Kandidatur wird nicht aufgestellt werden. Es wird sich also um einen Kampf zwischen Rodolpho Miranda und dem situationistischen Kandidaten handeln, jenem Kandidaten, dessen Benennung nach dem jüngsten Beschlusse erst im Dezember erfolgen soll. Der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein, obwohl die Rodolphiner mit Bestimmtheit schon jetzt ihren Sieg proklamieren, freilich nicht, ohne zu versichern, daß sie nötigenfalls mit Gewalt die Anerkennung Rodolpho Mirandas erzwingen würden. Das sind aber lächerliche Rodomontaden, denn wenn etwas gewiß ist, so ist es das, daß der Marschall Hermes nie und nimmer die Bundestruppen zur Durchsetzung einer Kandidatur hergeben würde. (Im speziellen Falle von S. Paulo hätte das übrigens angesichts der guten Ausbildung und Bewaffnung der starken staatlichen Polizeitruppen auch seine praktischen Schwierigkeiten).

Ist es nun politisch gerechtfertigt, wenn die Paulistaner Regierungspartei die Aufstellung ihres Kandidaten solange hinausschiebt, obwohl die Opposition den Kampf bereits aufgenommen hat und obwohl der Gegenkandidat mit dem Ansehen der Bundesregierung kreuzen geht? Wir glauben, diese Frage bejahen zu sollen in einem Falle, in dem darüber, welche Partei siegen wird, ein Zweifel nicht obwalten kann. S. Paulo hat stets den größten Wert auf eine starke und einheitliche Regierung gelegt, und seine Entwicklung verdankt es zum großen Teil der Befolgung dieses Prinzips. Die Autorität der bestehenden Regierung aber leidet notwendig, wenn der Nachfolger des Präsidenten zu früh benannt wird. Es ist ganz erklärlich, daß alsbald nach der Aufstellung des Kandidaten sich alles dem neuaufliehenden Gestirn zuwendet. Die Geschäftspolitiker, die in unserer gesegneten Republik ja leider in jeder Partei überwiegen, suchen sich sofort bei dem einzuschmeicheln, der die Hoffnung ihrer Zukunft ist. Sein Rat wird in allen schwierigen Fragen eingeholt, und die Macht des am Ruder befindlichen Präsidenten wird dadurch geschwächt. Vermeiden läßt sich ein derartiger Zustand niemals ganz, aber seine Nachteile lassen sich bedeutend vermindern, wenn die Aufstellung des Kandidaten erst kurz vor der Wahl erfolgt. Andernfalls ist die Kandidatur fast gleichbedeutend mit einer Amtsentsetzung des Trägers der Regierungsgewalt. Wir haben in unserer kurzen republikanischen Geschichte leider Beispiele genug für die unheilvolle Wirkung dieser allzufrühen Benennung eines Nachfolgers!

Aber die Propaganda, die die Opposition unterdessen für ihren Kandidaten betreiben kann? Nun, in den meisten Staaten ist die herrschende Partei so wohlorganisiert, daß sie auf ihre Anhänger zu jeder Stunde rechnen kann, und ganz gewiß ist das in S. Paulo der Fall. Mag die Opposition sich regen und versuchen, ihrem Kandidaten Liebe zu werben. Die Leiter der Regierungspartei dürfen sich vorläufig darauf beschränken, diese Anstrengungen zu neutralisieren, den Wert der gegnerischen Kandidatur in Frage zu stellen, die Einigkeiten ihrer eigenen Partei zu stärken. Diese Haltung bringt ihnen obenrein noch den Vorteil, daß über den Nachfolger, den sie im letzten Augenblick bestimmen werden, innerhalb der Partei nicht viel diskutiert werden kann, weil die Zeit drängt. So wird mancher gekränkte Ehrgeiz zum Schweigen gezwungen, mancher Zwist im eigenen Lager verhindert. Man muß daher im Interesse sowohl der Stoßkraft der Partei als auch der Einheitlichkeit und Stärke der Staatsregierung den Entschluß der Paulistaner Situationisten als weise und nachahmenswert bezeichnen.

Diplomatenunglück.

Herr Dr. H. von Jhering, Direktor des Museu Paulista, schreibt uns:

„Die „Deutsche Zeitung“ gab in ihrer Nummer 153 unter der Marke „Ein boykottierter Gesandter“ eine offenbar tendenziöse Notiz eines Wiener Blattes wieder, die sich mit dem k. u. k. österreichisch-ungarischen Gesandten in Buenos Aires, Herrn von Schmucker, beschäftigte. Da ich im vorigen Jahre anlässlich des Amerikanisten-Kongresses in Buenos Aires Gelegenheit hatte, die persönliche Bekanntschaft des Herrn von Schmucker zu machen und in seinem ebenso vornehmen wie gastlichen Heim einige angenehme Stunden zu verleben, so setzten mich die in jener Notiz enthaltenen Behauptungen in Erstaunen, denn sie stimmten so ganz und gar nicht zu dem Eindruck, den ich damals von Herrn von Schmucker gewann und den alle Kongreßmitglieder teilten. Das Souper im österreichisch-ungarischen Gesandtschaftspalais war eine der anziehendsten unter den vielen Veranstaltungen, welche zu Ehren der in der argentinischen Hauptstadt weilenden Amerikanisten stattfanden. Wir empfanden dies als eine besondere Aufmerksamkeit, welche durch die Umstände — es war nur ein einziger österreichischer Gelehrter auf dem Kongreß anwesend — keineswegs geboten war. Wenn man daher jetzt den Schein erwecken will, als habe Herr Schmucker sich den Unbequemlichkeiten der Repräsentation zu entziehen gesucht, so stimmt dieser Vorwurf zu den Erfahrungen der Amerikanisten keineswegs.

„In der angeführten Notiz heißt es, der Gesandte habe sich der Forderung, „die österreichisch-ungarische“ Kolonie einzuladen, widersetzt und sagt, er könne doch nicht „Krethi und Plethi“ einladen. Danach zu urteilen war an ihn das Ansinnen gestellt worden, in sein eigenes Haus nicht diejenigen einzuladen, die ihm angenehm waren, sondern die von der Studienkommission gewünschten Herren. Einer solchen Zumutung würde sich wohl jeder von uns widersetzen, und mit Recht! Es konnte sich bei der Einladung nur um eine Anzahl handeln, und über diese Anzahl wäre eine Verständigung zwischen der Studienkommission und dem Gesandten sicherlich möglich gewesen, wenn der gute Wille dazu vorhanden gewesen wäre. Im Interesse des österreichischen Ansehens im Auslande mußte diese Verständigung sogar um jeden Preis gesucht, mußte die schmachvolle Szene, daß man den Gesandten bei dem Garmentfest vor der argentinischen Öffentlichkeit „schnitt“, unter allen Umständen vermieden werden. Der Gesandte ist doch der höchste Vertreter des Kaisers und der Nation im Auslande. Glaubt man Anlaß zu haben, mit ihm unzufrieden zu sein, dann mag man das unter sich und mit dem Auswärtigen Amte austragen. Nach außen hin aber muß auf jeden Fall die Achtung gewahrt werden, die man seinem Lande und seinem Monarchen in der Person des beide repräsentierenden Gesandten schuldig ist.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Studienkommission von vorne herein gegen den Gesandten unfreundlich beeinflusst worden, sodaß die gegenseitige Verständigung gleich erschwert war. In solcher Stimmung findet man hüben und drüben leicht Spitzen in Worten und Handlungen, die ohne jede Nebenabsicht gemeint waren. Spricht das nun an und für sich gegen die Person des Herrn von Schmucker? Keineswegs! Wer aus langjähriger Erfahrung die gesellschaftlichen Verhältnisse in den verschiedenen europäischen Kolonien Südamerikas kennt, der weiß, wie grundverschieden dieselben von denen der Heimatländer sind. Die Popularität geistig oder auflich hochstehender Mitglieder dieser Kolonien steht

oft zu ihrer Bedeutung und ihren Verdiensten in starkem Gegensatz. Unter dieser häufig zu beobachtenden Erscheinung mag auch Herr von Schmucker gelitten haben, und vielleicht wurde die Studienkommission, ohne es zu wissen, zum Werkzeug der Rache persönlicher Gegner des Gesandten innerhalb der Kolonie.

„Das ist nun einmal Diplomatenunglück. In der diplomatischen wie in der Konsularlaufbahn ist wohl jeder dieser Gefahr ausgesetzt, in Brasilien so gut wie in Oesterreich-Ungarn und anderwärts. Das zeigt klar der zweite Fall, nämlich der des langjährigen brasilianischen Gesandten in Paris, des Herrn Dr. Gabriel de Piza. Fast seit dem Beginn der republikanischen Regierungsform hat Dr. Piza sein Vaterland in Paris vertreten, immer mit Eifer und Hingabe. Die besonders nahen Beziehungen zwischen Frankreich und Brasilien haben in ihm stets einen Förderer gehabt. Man hat gesagt, daß Dr. Piza nicht glänzend genug zu repräsentieren verstanden habe. Aber dazu bemerkt ein anderer brasilianischer Diplomat, Dr. Oliveira Lima in Brüssel, daß Dr. Piza für Repräsentationszwecke nie außerordentliche Staatszuschüsse beansprucht oder erhalten habe. Und es besteht wohl kein Zweifel, daß Paris in dieser Hinsicht besonders hohe Anforderungen stellt!

„Aus persönlicher Erfahrung kenne ich das allen gebildeten Brasilianern gastlich geöffnete Heim des jetzt zur Disposition gestellten Gesandten und weiß, wie sehr er im Mittelpunkt des brasilianischen Lebens in Paris stand. Es liegt daher nicht der mindeste sichtbare Grund für diese unverdiente Maßregelung vor, welche nicht dazu beitragen kann, das Ansehen des Barons von Rio Branco zu heben. Herr Dr. Gabriel Piza ist einer jener hervorragenden Brasilianer, welche durch gediegenes Wissen und Streben, durch maßvolles, lebenswürdiges Benehmen dem Ausländer der gebildeten Kreise Achtung abnötigen. Brasilien wird sich glücklich preisen dürfen, wenn es stets durch Männer von so ausgezeichneten Eigenschaften in seinen offiziellen Stellen im Auslande vertreten ist. Dieser Sympathien darf der aus seinem Amte scheidende Gesandte auch für die Zukunft sich versichert halten. Noch ganz kürzlich hat die gebildete Bevölkerung unseres Landes mit Aufmerksamkeit und Beifall der Stimme des Herrn Gabriel Piza gelauscht, als er in einem an den Landwirtschaftsminister gerichteten Briefe seinem Bedauern darüber Ausdruck gab, daß die Verwüstung der Wälder in Brasilien bereits einen gefährdenden Umfang angenommen hat. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß dieser zutreffende patriotische Warnungsruf nicht ohne Einfluß auf die neuerlichen Entschlüsse der Regierung gewesen ist.“

* * *

Unsere Leser werden sich erinnern, daß auch gegen die Ansehuldigungen gegen den Generalkonsul Post, die von Wien aus verbreitet wurden, Protest erhoben wurde. Die Ausführungen des Herrn Direktors Dr. von Jhering zeigen, daß auch der Fall Schmucker zwei Seiten hat. Wir sind natürlich nicht in der Lage, die eine oder die andere Frage zu klären, sondern müssen uns darauf beschränken, den Stimmen für und wider Raum zu geben. Was die Angelegenheit des brasilianischen Gesandten in Paris anbelangt, so erscheint es uns nicht zweifelhaft, daß bei seiner Entfernung andere als sachliche Motive ausschlaggebend waren, denn um die angebliche Unfähigkeit des Herrn Piza zu entdecken, dazu hätte man sicherlich keine 20 Jahre gebraucht! Aber das letzte „Revirement“ in der brasilianischen Diplomatie war überhaupt unbegreiflich, wurde doch ausgerechnet nach Washington ein Vertreter geschickt, dessen Farbe nichts weniger als weiß ist.

Das sieht geradezu aus, als ob man das Land in den Augen der farbenempfindlichen Yankees diskreditieren wollte. D. Red.

Der Skandal in der Diplomatie.

Dr. Gabriel de Piza war in jüngeren Jahren, unter dem Kaiserreich, Propagandist für die Republik in S. Paulo. Er gehörte der Provinzialversammlung an und bildete mit Prudente de Moraes, Campos Salles, Rangel Pestana, Moraes Barros, Martinho Prado Junior, Francisco Quirino, Muniz de Souza und anderen die in der Geschichte der republikanischen Bewegung berühmte „republikanische Patrouille“ der damaligen Provinz. Diese seine Vorgeschichte, seine ausgezeichneten Familienbeziehungen und seine Wohlhabenheit — er gilt heute mit einem Vermögen von über 10.000 Contos als einer der reichsten Männer von S. Paulo — veranlaßten die provisorische Regierung, den Paulistaner Arzt und Großgrundbesitzer in den diplomatischen Dienst zu übernehmen. Er wurde zunächst als Gesandter nach Berlin geschickt, aber alsbald nach Paris versetzt. Zwanzig Jahre lang hat er dort die Republik vertreten, bis er im Juni dieses Jahres zur Disposition gestellt wurde, mit der Bitte, die Geschäfte bis zum Eintreffen seines Nachfolgers, des Dr. David Campista, weiterzuführen.

Ihn zur Disposition zu stellen, war das gute Recht der Regierung, denn die Gesandten sind weder lebenslänglich ernannt, noch haben die Diplomaten überhaupt einen Anspruch, in dieser Laufbahn befördert zu werden. Als direkte Vertrauensleute der Regierung sind sie dem unterworfen, daß die Regierung sie, ohne ihnen irgendwelche Rechenschaft zu geben, zur Disposition stellt. Die Regierung kann irren, kann auf Grund irriger Informationen handeln, kann selbst böswillig vorgehen; das ändert nichts daran, daß allein sie über die Zweckmäßigkeit der Verwendung der Diplomaten zu entscheiden hat. Sie muß volle Freiheit erhalten, diese ihre unmittelbaren Agenten zu verwenden oder auf ihre Dienste zu verzichten. Darin berührt sich die diplomatische Laufbahn mit der militärischen, und wer sich das nicht stets vor Augen hält, der taugt zum Diplomaten nicht.

Gewiß mag es für Dr. Gabriel de Piza sehr schmerzlich gewesen sein, nach zwei Jahrzehnten die angenehme und angesehene Stellung zu verlieren, die er als Vertreter Brasiliens in Paris einnahm. Aber darauf hätte er immer gefaßt sein müssen, wenn er von der Eigenart des diplomatischen Dienstes einen klaren Begriff gehabt hätte. Es wäre ihm zugekommen, zu gehorchen und zu schweigen. Statt dessen aber ließ er seinem Unmut freien Lauf und gestattete, daß die ihm durch seine Verbindungen nahestehende Presse die Maßregel der Regierung kritisierte. Die Folge waren Erwiderungen in Blättern, die dem Baron von Rio Branco ergeben sind. Dieses Eingehen auf die gegnerische Kritik seitens unseres Auswärtigen Amtes — wenigstens mußte alle Welt annehmen, daß das Amt um die Antworten wußte — war natürlich ebenfalls ein Fehler. Denn ebenso, wie man dem verabschiedeten Diplomaten keine Gründe angab und von ihm verlangte, daß er Ordre parierte, ebenso sollte man der Öffentlichkeit gegenüber mit Begründungen zurückhalten. Und selbst der Umstand, daß Herr Piza reklamierte, hätte das Auswärtige Amt nicht aus der gebotenen Zurückhaltung herausreißen dürfen. Herr Piza setzte sich durch seine Reklamationen vor allen nüchtern Denkenden so wie so ins Unrecht, auch ohne daß man erklärte, er sei stets unfähig gewesen. Brasilien in Paris entsprechend zu vertreten, daß es ihm

dazu an Erziehung, Bildung und Geist gemangelt habe, daß er geizig gewesen sei, daß man ihn nur dank seinen mächtigen Verbindungen so lange auf seinem Posten belassen habe usw.

Abgesehen davon, daß aus alledem ein schwerer Vorwurf auf den Minister des Aeußern zurückfiel, der einen nach seiner Ansicht unfähigen Menschen so lange auf einem der wichtigsten diplomatischen Posten beließ — die „mächtigen Verbindungen“ sind eine Ausrede der Schwäche, denn wenn Rio Branco je die Alternative „Er oder Ich“ gestellt hätte, so hätte kein Präsident auch nur einen Augenblick gezögert, den Gesandten zu entlassen —, abgesehen davon also mußten diese illoyalen Erklärungen den als maßlosen Debatter seit den Tagen der Paulistaner Provinzialversammlung bekannten und berüchtigten Dr. Gabriel de Piza noch mehr reizen und ihm jede Selbstbeherrschung nehmen. Ein Minister des Aeußern, der wirklich selbst Diplomat ist, ließe es darauf niemals ankommen, weil der zu erwartende Skandal das Ansehen des Landes schädigte. Das war hier um so nötiger, als Dr. Gabriel de Piza gebeten worden war, die Geschäfte vorläufig weiterzuführen, also noch die Republik vertrat. Doch der Baron von Rio Branco hat den großen Fehler, daß er eitel ist, nicht eitel im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern eitel als Ehrgeiziger. Außere Ehrungen weist er zwar systematisch zurück, aber wenn er glaubt, daß man seinem Ruhme als erster Staatsmann Südamerikas — manche Verehrer sagen sogar: der Jetztzeit — zu nahe tritt, dann läßt die Eitelkeit ihn die nötige Zurückhaltung vergessen. Das war in der schwebenden Angelegenheit leider der Fall, und daher muß der unparteiische Chronist feststellen, daß auf beiden Seiten gesündigt wurde.

Natürlich kann kein Zweifel obwalten, daß die größere Schuld auf Seiten des verabschiedeten Gesandten liegt. Am vorigen Sonntag veröffentlichte unser Gesandter in Brüssel, Dr. Oliveira Lima, im „Estado de S. Paulo“ den langen Brief, mit dem sich Herr Gabriel Piza von dem französischen Minister des Aeußern verabschiedete. Schon dieser Brief und noch mehr seine Veröffentlichung mußte Staunen erregen, denn der Inhalt entspricht nicht dem diplomatischen Brauche, sondern ist eine eitle Selbstbespiegelung und eine selbstgefällige Autobiographie, die deutlich beweist, daß Herr Piza pensionsreif war. Er behauptet allerdings im Eingang des Schreibens, daß er sich trotz seinen 60 Jahren einer guten Gesundheit erfreue, aber das kann sich angesichts des Inhaltes des Briefes nur auf die körperliche Gesundheit beziehen. Diese Vermutung wurde zur Gewißheit, als das entsetzte Rio im „Diário de Notícias“ die Telegramme zu lesen bekam, die der Gesandte unterm 29. Juni um 1 Uhr und um 4 Uhr nachmittags und unterm 4. Juli an den Baron do Rio Branco gerichtet hat und deren Veröffentlichung auf seine eigene Veranlassung erfolgte.

Zwar bekennt er sich sowohl in dem erwähnten Schreiben als auch in den Telegrammen mehrfach als überzeugten und tiefgläubigen Positivist, und der Positivismus ist bekanntlich bei uns in Brasilien in eine Art systematischer Verrücktheit ausgeartet, wie mannigfache Beispiele beweisen, nicht zuletzt unser großartiger Indianerschutz. Aber die Telegramme sind nicht mehr systematisch verrückt, sondern wirr, sind nur als Produkte des Verfolgungswahnsinnes erklärlich. Wir gaben sie an anderer Stelle des Blattes im Wortlaute wieder, sodaß unsere Leser sich selbst überzeugen können, daß wir nicht zuviel gesagt haben.

Herr Piza ist durch diese Telegramme endgültig abgetan, denn wir können nicht glauben, daß seine Paulistaner Parteifreunde und Verwandten ihn noch stützen werden, nachdem er so skandalöse Beweise

der Disziplinlosigkeit und der mangelnden Vaterlandsliebe gegeben hat. Wie wir die Paulistaner kennen, als konservative, auf Autorität und Ordnung gebende, das Ansehen Brasiliens im allgemeinen und ihres Heimatstaates im besonderen schätzende Leute, sind sie mit uns einig in der Verurteilung einer derartigen Handlungsweise. In Rio gibt es in dieser Frage keinen Unterschied zwischen Hermisten und Zivilisten, sondern alle Patrioten bedauern den Skandal, einerlei, welcher Partei sie angehören.

Herr Piza ist abgetan. Aber das genügt nicht. Es ist unbedingt erforderlich, daß auch Herr Oliveira Lima abberufen wird, der ebenfalls vom Wesen des diplomatischen Dienstes keine Ahnung zu haben scheint. Wir schätzen Herrn Oliveira Lima als ernsthaften und fleißigen Historiker, dessen Arbeiten über die Zeit des Ueberganges vom Kolonialreich zum Kaisertum bleibenden Wert haben. Wir schätzen ihn auch als Kämpfer gegen den Panamerikanismus der Yankees und die Monroedoktrin. Aber wir verurteilen seine mit den Pflichten eines Diplomaten unvereinbare Partei-Opposition gegen seine Regierung. Die hat er schon während der ganzen Wahlkampagne betrieben und nach Amtsübernahme des Marshalls Hernes unentwegt fortgesetzt. Im Falle Piza hat er mehrfach zur Verteidigung seines Freundes und zum Angriff auf den Baron do Rio Branco das Wort ergriffen. Er war es, der das Abschiedsschreiben Dr. Pizas in den „Estado de S. Paulo“ lancierte, der den verabschiedeten Gesandten als ein Opfer der Ungerechtigkeit und Gemeinheit hinstellte, der offenbar auch der Abfassung und der Veröffentlichung der Telegramme nicht fernsteht. Wenn der Baron do Rio Branco Herrn Oliveira Lima noch länger duldet, so verdient er den schärfsten Tadel und beweist, daß diejenigen Recht haben, die behaupten, daß er nach Erledigung der Grenzverträge nicht mehr zur Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten taugt.

Politisches aus dem Staate Rio

Wie bereits mitgeteilt, ist der „Caso do Estado do Rio“ jetzt wieder auf der Tagesordnung. In der Deputiertenkammer ist das Senatsprojekt, den jetzigen Staatspräsidenten als rechtmäßig anzuerkennen, in zweiter Lesung angenommen worden. Die Opposition hatte bekanntlich die größten Anstrengungen gemacht, um die Annahme des Projekts zu hintertreiben. Zu diesem Zweck hatten die Zivilisten nicht weniger als 332 Abänderungen beantragt, zu welchem natürlich mehr oder weniger lange Reden gehalten wurden und bei deren Abstimmung man ebenfalls, da über jeden dieser Anträge einzeln abgestimmt werden sollte, die endgültige Entscheidung bis ins Unendliche hinauszuziehen hoffte. In der Sitzung vom letzten Freitag wurden zunächst 54 diesbezügl. Requerimentos einzeln abgelehnt. Dann beantragte der Deputierte Raul Fernandes die Abstimmung über einen Ersatzantrag, den er bereits im vergangenen Jahr eingereicht hatte, um der Obstruktion die Spitze abzubreaken. Durch diesen Antrag wird die Bundesregierung ermächtigt, im Staate Rio zu intervenieren, um den Gesetzen und Beschlüssen der rechtmäßigen Assembleia, welche den Dr. Oliveira Botelho als Staatspräsidenten eingesetzt hat, Geltung zu verschaffen. Der Antrag wurde in zweiter Lesung angenommen. Dadurch wurden 291 Nebenanträge der Opposition hinfällig und die übrigen 38 wurden abgelehnt. Die Opposition hat sich bei der Abstimmung ziemlich passiv verhalten; es ist jedoch wahrscheinlich, daß sie bei der dritten Lesung alles versuchen wird, um die Abstimmung zu

vorhürdern. Wie es scheint, ist die Regierungspartei in der Kammer noch immer nicht so stark, daß sie ohne die Opposition ein beschlußfähiges Haus stellen kann. In der Sitzung von Samstag waren 134 Deputierte anwesend; 19 verließen vor der Abstimmung den Saal und 12 stimmten dagegen, sodaß also nur 102 Stimmen für den Ersatzantrag stimmten. Daß die Opposition den Antrag nicht ohne heftigen Kampf durchgehen lassen wird, ist aus dem Verhalten der Anhänger Backers und Edwiges de Queiroz zu ersehen. Die Deputierten Backers, welche im vergangenen Jahre in Petropolis tagten, haben beim Obersten Bundesgericht Habeas Corpus nachgesucht und wider Erwarten auch erhalten. Nachdem das Tribunal von dem Staatspräsidenten die nötige Auskunft über die Angelegenheit eingeholt hatte, kam der Fall am letzten Samstag zur Abstimmung und das Gesuch wurde mit 6 gegen 5 Stimmen genehmigt. Den Deputierten Backers ist dadurch die Ermächtigung erteilt worden, in einem bestimmten Gebäude ihre Sitzungen abzuhalten. Wäre dies Haus ein Privathaus, so könnte man den Entscheid des Tribunals noch gelten lassen; es handelt sich jedoch um ein Gebäude, in welchem Staatsämter untergebracht sind, welche natürlich nicht für die Assembleia geräumt werden könnten, selbst wenn es sich um die rechtmäßige Assembleia handelte. Das Tribunal hat durch diesen Urteilspruch wieder einmal gezeigt, daß es bei den Beschlüssen nicht auf Recht und Gerechtigkeit ankömmt, sondern auf die politische Ueberzeugung der einzelnen Richter. Schon im vergangenen Jahre hat sich das sehr deutlich gezeigt, nicht nur bei der Entscheidung des Falles im Staate Rio, sondern auch bei dem Falle des Munizipalrats der Bundeshauptstadt. Damals haben die Zivilisten die größten Anstrengungen gemacht, um die Majorität im Supremo Tribunal zu erlangen. Da die Stimmenzahl ziemlich gleich war, versuchte man alles mögliche, einige von den Gegnern in das Zivilistenlager hinüber zu ziehen. Als der Fall des Staates Rio zur Entscheidung kommen sollte, erkrankte einer der zivilistischen Minister schwer, sodaß die Entscheidung zu Gunsten der Regierung ausgefallen wäre, wenn dieser Minister gefehlt hätte. Da ließ sich dieser, es war der Dr. Manoel Murtilho, sich trotz seines bedenklichen Zustandes in dicke Decken gehüllt, nach dem Tribunal fahren, um seine Stimme zu Gunsten der Backerschen Assembleia abgeben zu können. Hätte es sich um irgend eine andere Angelegenheit gehandelt, und wäre dieselbe auch noch so wichtig gewesen, so würde der Kranke jedenfalls einen jeden, der eine solche Zumutung an ihn gestellt hätte, einfach für verrückt erklärt haben und wäre hübsch zu Hause geblieben. Man kann hieraus ersehen, daß es sich um weiter nichts handelte, als um ein politisches Manöver. Im Interesse der Partei sind unsere Politiker zu den größten Opfern bereit, während man für die Interessen des Landes und der Bevölkerung so gut wie nichts übrig hat. Auch diesmal konnte man aus den Reden der einzelnen Minister klar erschen, daß es sich für sie nur um eine Parteifrage handelte. Der Bundespräsident wurde von mehreren Ministern heftig angegriffen; einer suchte ihn sogar lächerlich zu machen. Das ist eine recht unwürdige Haltung des höchsten Gerichtshofes des Landes, welche bisher nicht dazu beitragen wird, das schon an sich geringe Vertrauen zu unseren Gerichten zu stärken. Das Verhalten des Tribunals ist um so unbegreiflicher, als das gewährte Habeas Corpus-Gesuch gar keinen praktischen Wert hat. Schon im vergangenen Jahr mußte sich das Tribunal mit dem Bescheid der Staatsregierung zufrieden geben, daß das betreffende Gebäude nicht frei sei und daß dasselbe deshalb nicht als Sitzungsgebäude zur Verfügung gestellt werden

könne. Diesmal ist der Bescheid der Staatsregierung etwas schärfer ausgefallen. Durch den Generalsekretär ließ der Präsident dem Bundesrichter in Nietheroy mitteilen, daß im Staate Rio alle Bürger ihre politische Freiheit voll und ganz genießen und deshalb keines Habeas Corpus bedürfen. Die Staatsregierung werde es jedoch nicht dulden, daß irgendwelche Bürger sich in einem Staatsgebäude oder privatim versammeln, um ihre angeblichen Rechte als Vertreter der Bevölkerung auszuüben. Sie werde sich vielmehr strikt an die Anordnungen der Bundesregierung halten, welche die Angelegenheit provisorisch geregelt habe, indem sie die Entscheidung dem Bundeskongreß übertrug. Die Regierung werde diesen Entschluß mit aller Energie durchführen und gegen irgendwelche Störung der öffentlichen Ruhe innerhalb des Staates energische Maßregeln ergreifen.

Da die Bundesregierung entschlossen ist, nichts in der Angelegenheit zu tun, wird die Sache beim alten bleiben, wenn nicht das Tribunal auf der Ausführung des Beschlusses besteht und einen Konflikt mit der Exekutive provoziert. Wie es scheint, will auch Ruy Barbosa aus der Sache Kapital schlagen. Er hat bereits angekündigt, daß er in diesen Tagen im Senat sprechen werde. Da wird es wieder ein volles Haus geben, denn es werden immer alle Mann aufgebieten, wenn der große Ruy spricht, damit es nicht an dem begeisterten Beifall der Menge fehlt, deren Liebling ja Ruy Barbosa angeblich sein soll. Die Zivilisten werden, wie man schon lange vermutete, den Streitfall im Staate Rio für ihre Zwecke auszunutzen suchen; aber sie werden doch nichts erreichen, denn die Regierung ist auf ihrer Hut und wird irgendwelche Versuche, die öffentliche Ruhe zu stören, mit aller Energie unterdrücken.

Die Staatsregierung von Rio de Janeiro hat den größten Teil des Polizeikorps in Nietheroy konzentriert und hält dasselbe in ständiger Aktionsbereitschaft. Infolge dieser energischen Haltung haben es die Backeristen bisher nicht gewagt, nach Nietheroy zu kommen, um dort den Staatskongreß zu eröffnen, wie es anfangs beabsichtigt war. Vielleicht werden sie auch diesmal wieder ihr Heil in Petropolis suchen, wo sie bereits im vorigen Jahr getagt haben. Hoffentlich aber macht Marschall Hermes dann kurzen Prozeß, um der widerwärtigen Komödie ein für alle mal ein Ende zu machen.

Wo der Kaffee wächst.

(Aus Berliner Lokalanzeiger.)

Vor nicht ganz zweihundert Jahren wurde der bekanntermaßen ursprüngliche in Afrika heimische Kaffee nach Nordbrasilien eingeführt. Unausgesetzt haben sich dann von dort die Kaffeebäume nach Süden ausgebreitet. Heute sieht man sie im Sommer mit ihren zierlichen weißen Blüten, im Winter mit ihren grünen, roten, schwarzen Beeren und den lorbeerähnlichen, immergrünen Blättern überall in tropischen Brasilien. Oft bilden sie verwildert das Unterholz der Wälder. Allenthalben wiegt sich der handgroße, herrlich blaugefärbte Kaffeeschmetterling, dessen Raupe auf dem Kaffeestrauch lebt, in den Lüften. Mit Leichtigkeit könnte Brasilien heute den gesamten Weltbedarf an Kaffee decken; den weitaus größten Teil des Verbrauchs befriedigt es schon sowieso. Um nicht durch übergroße Kaffeeproduktion den Preis zu drücken, sieht man sich schon genötigt, die Anlage neuer Pflanzungen zu hindern und die Masse der auf den Markt gelangenden Ware künstlich zu beschränken. — Den meisten Kaffee erzeugt gegenwärtig der Staat São Paulo. Eine meterdicke Schicht fruchtbarster roter Erde bedeckt dort das hochgelegene Land. Sie hat sich

als besonders günstig für den Anbau des Kaffeebaumes erwiesen. Hier befinden sich die viele Quadratkilometer großen Pflanzungen des Kaffeekönigs Coronel Francisco Schmidt, die nicht viel kleineren von Dumont und Theodor Wille. Erstgenannter, ein deutscher Landsmann, der als Plantagenarbeiter mit der Hacke angefangen hat, wie er selbst gern erzählt, verfügt über sieben und eine halbe Millionen Bäume. Andere Pflanzer besitzen von einer bis fünf Millionen Bäume.

Es war die Absicht des Kaiserlichen Gesandten Dr. Michahelles, mit dem ich reiste, die Pflanzungen von Francisco Schmidt, die etwa neun Stunden Bahnfahrt von S. Paulo weit sich tief im Innern befinden, zu besuchen. Leider war der Coronel indessen damals gerade auf Reisen, und die weite Fahrt erschien nicht lohnend, wenn wir nicht den interessanten Landsmann selbst antrafen. Wir entschlossen uns daher zum Besuch der etwa halbwegs gelegenen Musterpflanzungen des Conde de Prates bei Rio Claro. Vom engen, stets überfüllten Bahnhof in S. Paulo ging die Reise in den luftigen, nach dem Muster von Tramwagen eingerichteten Waggons mit strolchbeflochtenen Sitzen zuerst nach dem Städtchen Campinas. Hier befand sich früher der Mittelpunkt des Kaffeebaus. Noch bedecken die Pflanzungen die ganze Nachbarschaft. Ueber Berg und Tal ziehen sich die endlosen geraden Reihen der durchweg nur 3—4 Meter hohen, von oben bis unten gleichmäßig belaubten Bäumchen. Keinerlei Unkraut wird zwischen den Pflanzen geduldet. Bei den regelrecht betriebenen Plantagen glänzt überall der nackte, rote Boden durch das Grün der Bäumchen. Hier bei Campinas ist aber von sorgsamem Betrieb meist keine Rede mehr. Der Boden ist erschöpft, die Bäume sind schon zu alt. Mit der Ausdehnung des Bahnnetzes sind die Pflanzungen weiter ins Innere gewandert. Man läßt die Kaffeebäume daher hier wachsen wie sie wollen. Binnen einigen Jahren werden andere Pflanzen sie überwuchern und Urwälder auf neue von dieser Gegend Besitz ergreifen, wenn nicht mittlerweile andere Kulturen sich hier als lohnend erweisen sollten. — Je weiter die Bahn auf der nur gelegentlich von kleinen Hügeln überragten Hochebene vordringt, um so häufiger zeigen sich Kaffeeplantagen. Drahtzäune grenzen sie von der Nachbarschaft ab. Die Pfähle sind gelegentlich mit Oelfarbe hübsch angestrichen. Nur selten unterbricht ein Wald mit seinen prächtig rot und gelb blühenden Bäumen und seinem Lianengewirr die angebaute Flächen. Die Ansiedlungen bestehen meist aus einfachen Holzhütten, um die herum allerlei Geflügel und Vieh seine Nahrung sucht. Gewöhnlich erblickt man hinter den Hütten einen bienenkorbartigen, aus Lehm gebauten Backofen auf vier Pfählen. Nur an den Stationen zeigen sich niedrige, buntgetünchte Ziegelhäuser, Läden, Kirchen und Karren auf je zwei hohen Rädern.

Nach mehr als vierstündiger Fahrt wird das Städtchen Rio Claro erreicht, wo uns der hochgewachsene freundliche Vertreter der Firma Theodor Wille & Co., der Ingenieur v. Frankenberg, erwartet. Einige ländlich gekleidete Spitzen der Behörden begrüßten den Gesandten; dann geht es auf leichten, federlosen Wagen, sogenannten Trolleys, durch die Stadt mit ihren breiten, sich stets rechtwinklig schneidenden, regelmäßigen Straßen. Leider sind sie ungepflastert, und die Pferde wühlen einen furchterlichen Staub auf, der in Augen, Mund und Nase dringt, und die sonnenklare Luft verdüstert. Wir sehen deutsche Schule und Kirche, die öffentlichen Gebäude, die brasilianischen höheren Schulen, die Brauereien, ehe wir in der von einem schönen Palmengarten umgebenen Villa unseres Gastfreundes landen.

Der nächste Tag war dem Besuch der Kaffee-

pflanzungen von Sta. Gertrudes gewidmet. In den Trolleys ging es über eine Stunde im Galopp durch baumloses Kamp. Allerlei blühendes Unkraut und unzählige hohe, stachelige Büsche eines an den palästinensischen Sodomisapfel erinnernden Nachtschatents mit großen, blauen Blüten und gelben Früchten bedeckten das unbebaute Land. Nur gelegentlich unterbrachen Hecken mit herrlich blühenden Schlinggewächsen die Einöde. Erst nach Kreuzung der Bahnlinie zeigten sich Baumgruppen und Felder, und dann plötzlich erschien am Rande dunkler Kaffeeewälder eine ausgedehnte Gebäudegruppe. Ein Reiter sprengte uns entgegen, der Mayordomo des abwesenden Conde de Prates. Unter seiner Führung wurde zunächst die Ansiedlung besichtigt. Ihren Mittelpunkt bilden die sehr geräumigen, zementierten, offenen Flächen, auf denen die reifen Kaffeebeeren ausgebreitet und gedörrt werden. Durch sinnreiche Vorrichtungen wandern sie von hier in die luftigen, rechts liegenden Mühlen, wo elektrisch betriebene Apparate die Bohnen von den Schalen befreien, polieren, nach Größe sortieren und in Säcke packen. Gegenüber diesen Gebäuden befindet sich auf der anderen Seite der Trockenplätze die Wohnung des Verwalters und eine Reihe von Bauliehkeiten, die in den Tagen der Sklaverei die Neger beherbergten. An der Schmalseite der Trockenanlage erhebt sich eine prunkvolle Kirche mit einer Nachbildung der Grotte von Lourdes im Kleinen, an der anderen Seite liegt die geräumige, einfach gehaltene Villa des Besitzers mit prächtigen Gartenanlagen. Dahinter wurden uns weite Stallungen für prächtige Rinder und Schafe und Tummelplätze für nicht minder schöne Pferde und Maultiere gezeigt. Eine große Schweinezucht sorgt besonders für Ernährung der Arbeiter. Eine außerhalb gelegene Anlage ist für Verarbeitung des zuerst gepflückten reifsten Kaffees bestimmt. Bei ihm wird das Fruchtfleisch nicht durch Dörren, sondern durch Abquetschen mittels Maschinen besorgt. Wasser schwemmt die Beeren aus einem hochgelegenen Bassin in die Quetschmühlen. Der so gewonnene Kaffee gilt als besonders fein.

Die Kaffeeplantagen umgeben die Ansiedlung kilometerweit nach allen Seiten. An verschiedenen Stellen verstreut liegen zwischen ihnen die Wohnstätten der Arbeiter. Es sind niedrige, fensterlose, unmittelbar auf die festgestampfte Erde gebaute Ziegelhäuser. Gewöhnlich enthalten sie zwei Wohnungen nebeneinander, jede bestehend aus drei Räumen. Die Mehrzahl der Leute sind Italiener. Es fehlte daher in den von uns besuchten Hütten nie an einem Madonnenbild oder einer Gitarre, während die Sanktheit oft zu wünschen ließ. Es sollen sich aber auch einige deutsche Familien unter den Arbeitern befinden, die in jahrzehntelangen Mühen es zu Wohlstand gebracht und ihre Kinder wohl versorgt haben, ohne das einmal gewohnte Leben aufgeben zu wollen. Leicht ist dieses Leben aber nicht, wie uns stundenlange Fahrten durch die Pflanzungen zeigten. Jeder Familie sind eine bestimmte Anzahl Kaffeebäume anvertraut. Sie hat dafür zu sorgen, daß nach der Ernte der Boden um sie gelockert und mit den beim Reinigen der Bohnen entstehenden Fruchtfleischabfällen gedüngt wird. Ferner hat sie dann zwischen den Bäumen Mais oder schwarze Bohnen zu pflanzen, diese abzuernsten und nachher den Boden für die im Juni beginnende Kaffee-Ernte vollständig zu säubern. Bei dieser selbst werden Tücher unter die Bäume gebreitet und die Beeren von den Zweigen darauf gestreift. Beim Ernten beteiligt sich jung und alt. Bezahlt werden die Pflücker nach ihrer Arbeitsleistung. Geübte Leute sollen dabei bis zehn Schilling täglich verdienen. Acht Kilo Beeren liefern nur ein Kilo marktfähigen Kaffee. Je mehr Kinder eine Familie hat, um so besser kommt sie

vorwärts. Mit den bedürfnislosen Italienern dürfen aber andere Europäer, besonders Deutsche, bei der Kaffearbeit kaum wetteifern können. Deutsche eignen sich hier wohl besser für höhere Arbeiten. So war der Buchhalter der Pflanzung, ein überaus erfahrener, landeskundiger Herr, ein biederer Sachse. Daß freilich auch Ausnahmen vorkommen, beweist das Beispiel Don Francesco Schmidts, der seinen staunenswerten Weg vom einfachen Kaffearbeiter an gemacht hat, obwohl er kaum Lesen und Schreiben gelernt hatte.

Ein echt brasilianisches Frühstück im Hause des Majordomo, bei dem Feijoada: Dörrfleisch und Speck mit schwarzen Bohnen und Mandiok, Hühner mit Reis, Abacates und andere Landesdelikatessen die Hauptrolle spielten, unterbrach nur kurz die anstrengende Besichtigungsfahrt, bei der besonders der rote Staub in den Pflanzungen lästig fiel. Den Hauptgenuß bereitete der ganz frisch gebrannte und durch elektrische Stampfe pulverisierte, unglaublich starke, vortreffliche Kaffee der Pflanzung. Um ihn in voller Güte zu bekommen, werden die rohen Bohnen alle von gleicher Größe und Güte ausgewählt, damit beim Rösten nicht etwa eine kleinere verbrennt und dann den Geschmack schädigt.

Das Leben und Treiben in Sta. Gertrudes kann übrigens zurzeit auch in Europa in voller naturtreue bewundert werden. Der Conde hat es kinematographisch für die Ausstellung in Turin aufnehmen lassen.

Dr. Alfred Zimmermann.

Der Weizenbau als nationales Problem

Von Dr. Homero Baptista.

(Vorwort zu dem Werke „O Problema Nacional da Produção“ von Dr. A. Gomes Carmo).

I.

Ich kenne keinen Ausspruch, der sich besser eignet, um das Vorwort zu diesem wertvollen Werke einzuleiten, als des großen römischen Redners Worte: „Es gibt nichts Besseres, Fruchtbringenderes, Süßeres, nichts des freien Mannes Würdigeres als die Landwirtschaft.“ Sie drücken die hohe Wertschätzung aus, der schon damals jener Beschäftigung entgegengebracht wurde, die dem Menschen gestattet, wirklich frei zu leben. In der Tat, keine andere gibt ihm in höherem Maße das Bewußtsein seiner Macht, als die freie Betätigung seiner Kräfte bei der Gewinnung der Güter, welche die Natur erzeugt. Sein eigener Herr, ohne Fesseln, die seine Tätigkeit hemmen könnten, fühlt sich der Mensch als Herrscher auf dem Fleck der Erde, den er sich zu seinem Reiche erkoren hat. Daher das heitere Glück, das ihn durchs Leben begleitet, fern vom lärmenden Getümmel der Städte.

Der Ausspruch Ciceros enthält eine unbestreitbare Wahrheit, die sich glänzend bewähren sollte in einem Lande, das wie das unsere den Beinamen eines „dem Wesen nach ackerbauenden“ führt, nicht weil es wirklich ein Ackerbauland ist, sondern weil seine Eigenschaften es für diesen ehrenhaften und gewinnbringenden Erwerbszweig prädestinieren. Wir Brasilianer würden einen Beweis von gesundem Menschenverstand ablegen, wenn wir jene vor so vielen Jahrhunderten ausgesprochene Wahrheit zur Richtschnur unseres Handels nehmen und auf diese Weise die Tatsache rechtfertigen wollten, daß uns bei der Teilung der Erde ein so großes, reiches und fruchtbares Stück zugefallen ist. Wenn die öffentliche Meinung von der Richtung abweicht, die dem Lande am meisten frommt, ja ihm sozusagen wesentlich ist, so muß man sie von ihrem Irrtum überzeugen und auf den Weg der Wahrheit zurückführen.

Hierfür bietet das vorliegende Buch eine vollständige, mit großem Fleiß und weiser Erwägung zusammengestellte Sammlung theoretischer und praktischer Beweisgründe. Wenn auch alles mit Rücksicht auf die vornehmste aller Getreidearten, den Weizen, angeordnet ist, so versteht es sich doch ohne weiteres und ist zweifellos, daß das Gebiet, das sich für den Weizenbau eignet, auch die anderen zum Leben notwendigen Früchte hervorzubringen vermag.

Es ist unerklärlich und unglaublich, es ist beschämend für unsere Arbeitsfähigkeit und kompromittierend für unseren gesunden Verstand, daß wir ein ungeheures Gebiet von wunderbarer Fruchtbarkeit, wo diese Kulturen mit dem besten Erfolg betrieben werden können, beherrschen und uns trotzdem in der traurigen Notwendigkeit befinden, zur Deckung des wichtigsten Bedürfnisses, der Nahrungsmittel, das Ausland heranzuziehen. Es ist allgemein bekannt, daß der Handel seine Lagerhäuser mit allen möglichen Artikeln des täglichen Bedarfs füllt, die aus Ländern bezogen wurden, die zu ihrer Erzeugung weniger geeignet sind als das unsere. Der Wert der eingeführten Lebensmittel, soweit er sich offiziell feststellen läßt (vielleicht ein Drittel wird ja geschuggelt und entgeht so der Statistik) erreichte folgende ungeheuerlichen Beträge: 1908 — 155.625:258\$, 1909 — 163.577:958\$ und 1910 — ... 184.508:511\$. Man muß erschrecken, wenn man sieht, daß solche Summen für Weizen und Weizenmehl, Reis, Bohnen, Mais, Kartoffeln, Zwiebeln, Knoblauch frische und getrocknete Früchte und Gemüse, Dörrfleisch, Schmalz, Speck, Stockfisch, Olivenöl usw. ins Ausland gingen.

Trotz dieser überraschenden Anomalie, daß wir alle Vorbedingungen zur Erzeugung unserer eigenen Lebensmittel besitzen und uns dennoch dem Bezug aus dem Auslande unterwerfen, der uns nicht nur jene hohen Beträge, sondern auch die Schmach der Abhängigkeit und das Bekenntnis unserer eigenen Unfähigkeit kostet, — trotzdem muß hervorgehoben werden, daß Brasilien in der Weltwirtschaft ein aktiver Faktor ist, da seine Ausfuhr die Einfuhr beträchtlich, um mehr als ein Drittel, übersteigt. Man kann sich vorstellen, welchen Reichtum u. welche Bedeutung wir darüber hinaus erlangten, wenn wir auch noch, wie es unsere gebieterische Pflicht wäre, die erforderlichen Lebensmittel produzierten, die alle ohne Ausnahme unser Boden in Fülle gibt. Wenn wir den hohen Betrag, den wir für sie aufwenden, Jahr für Jahr zum Nationalvermögen legen könnten, so würde das zum Aufblühen unseres Handels, unserer Industrie, der Künste, des allgemeinen Wohlstandes beitragen, denn der Reichtum erzeugt nicht nur wieder Reichtum, sondern auch Fortschritt, guten Geschmack und Wohlbefinden.

Beschränken wir diese Erwägung auf den Gegenstand des vorliegenden Buches, so können wir nicht umhin, den Verfasser zu zitieren. Er sagt: „Betrachten wir, was uns die Handelsstatistik lehrt. Von 1900 bis 1910 gab Brasilien für Weizenmehl die phantastische Summe von 27 Millionen Lstrl. oder 432.000 Contos aus. Wenn wir diesen riesigen Betrag nicht hätten außer Land schicken müssen, um unser tägliches Brot zu erwerben, so wäre das Geld dem Nationalvermögen einverleibt worden und hätte dadurch zu unserem Reichtum und unserer Macht beigetragen. Wieviele Verbesserungen hätte diese Einverleibung uns nicht gestattet! Bilden wir uns einmal ein paar Beispiele:

„Mit den 27 Millionen Lstrl., die uns verloren gingen, hätten wir 10.800 Kilometer Eisenbahnen zum Preise von 40 Contos für den Kilometer bauen können, sodaß wir jetzt ein Eisenbahnnetz von 30.000 Kilometer besäßen, anstatt der wirklich vorhande-

nen spärlichen 19.000 Kilometer. Wir hätten die Häfen von Para, Recife, Bahia, Victoria, Parana-gua und Rio Grande do Sul ausbauen können, wobei jeder im Durchschnitt 4.500.000 Lstrl. kosten dürfte. Wir konnten unsere innere konsolidierte Schuld von 532.000 auf 100.000 herabdrücken. Wir konnten den Betrag des umlaufenden Papiergeldes von 632.000 auf 200.000 erniedrigen. Wir konnten unsere aus-wärtige Schuld von 81 auf 54 Millionen Lstrl. er-mässigen. Wir konnten 8640 hygienisch einwandfreie Schulen bauen, die genügten, um nahezu alle Kinder aufzunehmen, die gegenwärtig in Brasilien die Schule besuchen. Wir konnten 2.880.000 kleine Brasilianer im Lesen und Schreiben unterrichten, wobei die Summe, die jeder Schüler dem Staate kostet, über-mäßig hoch mit 1:500\$ angenommen ist. Wir konn-ten 14 Dreadnoughts zum Preise von je 1.928.000 Lstrl. erwerben.

„Doch wozu den Leser mit Hypothesen ermüden für das, was wir haben könnten, aber nicht haben, nur weil wir den Weizenbau verabsäumen? Ich glaube, daß die Bedeutung der Summe, die ich soeben auseinandersetzte, genügt, um die Tätigkeit der Bundesregierung zugunsten der Einführung einer Kultur von so hohem moralischen und wirtschaft-lichen Wert zu rechtfertigen, wie der Weizenbau es ist. Wie man sieht, ist das, was wir hätten leisten können, wenn wir nicht die Kultur des kostbaren und edlen Getreides, mit der sich die kraftvollsten und erleuchtetsten Nationen ernährten, verlernt hät-ten. Die obigen Betrachtungen würden genügen, um zu zeigen, wie dringend notwendig die Wiederer-oberung des Weizenbaues für unser Vaterland ist.

Die Originalität dieser Beweisführung vermindert nicht die zwingende Logik u. die eindringliche Wahr-heit, die den zitierten Sätzen innewohnt. Im Ge-genteil, sie verleiht ihnen Kraft, um die leitenden Klassen aufzurütteln und sie mit patriotischem In-teresse für den Anbau des Weizens und der übr-igen Getreidearten zu erfüllen.

Ueberseeische Postnachrichten

Der Oesterreichische Lloyd eröffnet mit Be-ginn des Jahres 1912 eine neue Eillinie nach Shang-hai, welche diesen Hafen von Triest in 35 Tagen erreichen wird. Da China relativ noch sehr wenig erschlossen ist und fast unbegrenzte Möglichkeiten in der Entwicklung des maritimen Verkehrs bietet, ist diese wirklich glänzende Verbindung auf das wärmste zu begrüßen.

Eine wohl seltene unbestellbare Sendung im Oberpostamtsbezirke der Pfalz gelangte in den letz-ten Wochen in Speyer zur Versteigerung. Es wa-ren dies 16 Landschildkröten, erstklassige Ware, die aus Triest zum Versand kamen. Die Tiere, die einen Wert von wohl 3 Mark das Stück hatten, wur-den zu 50 Pfennig per Stück zugeschlagen.

Die ehelichen Geburten in der Schweiz gehen seit 1871 immer mehr zurück. Auf je 1000 verhei-ratete Frauen kamen 1871—80 260 Geburten, 1881-90 nur 237, 1891—1900 235 und in den Jahren 1901 bis 1910 sind sie unter 220 gesunken. Auf die Kan-tone verteilt, sehen wir, daß Genf mit 137 und Uri mit 346 Geburten auf 1000 Frauen die größten Dif-ferenzen aufweisen. Die unehelichen Geburten be-wegen sich seit 1871 so ziemlich in den gleichen Grenzen, die Zahlen derselben stehen in den ver-gangenen 40 Jahren zwischen 3855 und 4771. Die Berechnung auf 1000 unverheiratete Frauen ergibt die gleiche Erscheinung. Es kamen im Jahresdurch-schnitt auf je 1000 solcher Frauen 1871—80 11 un-eheliche Geburten, 1881—90 und 1891—1900 je 10

und 1901—10 9 bis 10.

Herr Karl Hagenbeck ist von der Zoologischen Gesellschaft in London aufgefordert worden. Pläne für die Anlage eines Tierparks nach dem Stelling-er Vorbild einzuschicken. Ferner will Paris eben-falls einen Tierpark durch Hagenbeck anlegen las-sen und auch aus Söul in Korea ist man an Hagen-beck wegen der Anlage eines Tierparks herange-treten.

Hervorragende deutsche Juristen sind zu der Anschauung gelangt, daß die unbegrenzte Ver-wandtenerbfolge zugunsten der Gesamtheit einge-schränkt werden müsse. Man glaubt, daß der Deut-sche Reichstag sich in Bälde mit einer Reform des Erbrechtes befassen wird.

Am 30. Juni nachmittags fuhren in einem Au-tomobil auf der Straße von Oswiecim nach Krakau der Landesingenieur der Bezirkshauptmannschaft Bugeiski mit dem Kommissär der Bezirkshaupt-mannschaft Kubicki und dem Landesadvokaten Dr. Schlank in rasendem Tempo dahin. In der Nähe von Alvernia fuhr das Automobil mit derartiger Wucht an einen Kilometerstein an, daß es sich überschlug und die Insassen in weitem Bogen hinausgeschleu-dert wurden. Landesingenieur Bugeiski fiel so un-glücklich, daß er mit zerschmettertem Schädel tot liegen blieb. Dr. Schlank erlitt einen mehrfachen Schädelbruch und eine Gehirnerschütterung, Kom-missär Kubicki erlitt mehrfache Fuß- und Arm-brüche. Das Unglück ereignete sich um 3 Uhr nach-mittags. Die Verletzten wurden durch Zufall von einem vorbeifahrenden Radfahrer bemerkt, der durch das Stöhnen der Verunglückten aufmerksam geworden war. Der Radfahrer requirierte sofort die Rettungsgesellschaft, die die Verunglückten in das Spital überführte. Die Leiche des Landesinge-nieurs Bugeiski wurde in die hiesige Totenkammer gebracht. An dem Aufkommen der Schwerverletz-ten wird gezweifelt. In der Zeit zwischen dem Un-fall und der Auffindung der Verletzten waren die Verunglückten von Bewohnern der Umgebung be-raubt worden. Die Straßenräuber hatten dem Toten und den Verletzten nicht nur Uhren, Ringe, Geld-beträge usw. gestohlen, sondern ihnen auch die Klei-dungsstücke entwendet und sie alle dann ihrem Schicksal überlassen.

Aufsehen erregt in Wien die Meldung, Graf Stephan Tiska wolle sich von seiner Gattin schei-den lassen. Er hatte sich erst kürzlich mit der Grä-fin Slona Csaky vermählt. Auf der Hochzeitsreise in Venedig war ihm die langjährige Gesellschafterin der Gattin unbequem und er verlangte vergeblich, daß sie sich von ihr trenne. Sehr ärgerlich, ließ er seine Frau in Venedig sitzen und reiste nach Wien. Die Gräfin will nicht wieder zu ihrem Gemahl zu-rückkehren. Infolgedessen klagt dieser auf Tren-nung der Ehe.

Eine Statistik englischer Sprachgelehrter hat auf Grund ernster wissenschaftlicher Untersu-chungen herausgebracht, daß die deutsche Sprache nächst der englischen sich der weitesten Verbrei-tung erfreut und von zirka 100 Millionen Menschen gesprochen wird.

Der Berliner Oberbürgermeister Kirschner ist aufsmüde geworden. Der krankhafte Zustand, unter dem Kirschner seit einiger Zeit leidet und der ihn auch veranlaßt hat, seit einigen Wochen den Stadt-verordnetenversammlungen fernzubleiben, ist die Ursache, daß der Oberbürgermeister nunmehr den Wunsch zu erkennen gegeben hat, vom Amte zurück-zutreten. Er hat dieser Tage mit den maßgebenden Persönlichkeiten der Berliner Stadtverordnetenver-sammlung konferiert und hat ihnen den Wunsch ausgedrückt, demnächst vom Amte entbunden zu werden.

Wochenschau.

S. Paulo, Dienstag, den 1. August

Schweizerische Eidgenossenschaft. (Zu ihrem 620 jährigen Bestehen.) Am 1. August des Jahres 1291 schlossen die Waldstätte Schwyz, Uri und Unterwalden ein „ewiges Bündnis“, um vereint gegen die Tyrannenherrschaft eroberungssüchtiger Nachbarn Freiheit und Sitte zu verteidigen. Im Laufe der Jahrhunderte mußten die friedlichen Bewohner der Alpen noch oft zum Schwerte greifen und haben ihre hohen nationalen Güter durch manchen Sieg, welcher in der Geschichte der Schweiz mit goldenen Lettern eingegraben ist, gegen „verwegene Steuerung“ zu wahren gewußt. „Morgarten“, „Sempach“, „Grandson“, „Murten“ sind Namen, welche sich stolz an die größten Siege aller Jahrhunderte anreihen können.

Die Lage der Schweiz hat von jeher eine Eroberungspolitik als kaum möglich erscheinen lassen, obgleich sie im 16. Jahrhundert die Lombardei Frankreich abgenommen und unter ihr Protektorat gestellt hatte. Aber, man möchte sagen, zum Wohle der Schweiz ging diese Besitzung bald verloren. Auch entspricht es nicht dem Volkscharakter, für Gebietsvergrößerungen Opfer zu bringen. Desto eifriger hat der Schweizer am inneren Ausbau seines Landes, dessen Ziel das Volkswohl bleibt, gearbeitet. Gewissensfreiheit war zur Zeit Luthers ein recht winziger Begriff und es ist in der Kulturgeschichte Europas als ein gewaltiger Schritt vorwärts anzusehen, daß die reformatorischen Bestrebungen Ulrich Zwinglis und Johann Calvins unter dem Schutze der Schweiz dort ihre ersten Wurzeln schlagen konnten, um sich dann später reich zu entfalten. Im 18. Jahrhundert verliehen der Republik infolge ungestörter Entwicklung geistigen Glanz die Gelehrten und Schriftsteller Euler, Albrecht von Haller, Bodmer, Breitinger, Lavater, Pestalozzi, Rousseau u. a. Heute blühen überall Schulen, welche die heranwachsende Jugend geistig und körperlich zu würdigen Bürgern erziehen und vor allem sie wehrhaft machen wollen, um gegen Ueberfälle stets gewappnet zu sein. Schon der zwölfjährige Knabe weiß mit seinem „Stutzen“ vortrefflich umzugehen. Das Heer ist wohl geschult und modern bewaffnet. Eisenbahnen, Kunststraßen, Dampferlinien fördern den Verkehr und lassen auf den Wohlstand und den kulturellen Stand der Bevölkerung und die Verwaltung den günstigsten Schluß ziehen.

Neben dem Ausbau und den Verbesserungen der Einrichtungen des Vaterlandes hat die Schweiz auch den Ruhm für sich in Anspruch zu nehmen, die Initiative zu internationalen Bestrebungen gegeben zu haben. Demzufolge ist dem Bundesrat die Leitung und Ueberwachung nachstehender auf Anregung der Schweiz ins Leben gerufenen internationalen Einrichtungen übertragen: der Genfer Konvention, des Weltpostvereins, des internationalen Telegraphenvereins, der internationalen Uebereinkunft über Eisenbahnfrachtverkehr, des Vereins zum Schutze des gewerblichen, literarischen und künstlerischen Eigentums u. a. m.

Der Schweizer ist der einfache, gottvertrauende Mann geblieben, dem verschwommene Kulturbegriffe, wie sie oft die moderne Welt zeitigt und wie sie zur Zeit der französischen Könige die Welt verdarben, nichts anzuhaben vermochten. Durch seine ganze Geschichte zieht sich als Leitmotiv für seine politischen Bestrebungen das Gelübde der Eidgenossen: „Wir wollen frei sein wie die Väter waren, eher den Tod! als in der Knechtschaft leben.“ Die Natur sorgt auch viel dafür, daß der Volkscharakter ein gesunder bleibt. Deshalb wird die Schweiz auch frei bleiben, ob auch jährlich Tau-

sende aller Nationen hinstürmen, um die gewaltigen, packenden Naturschönheiten zu bewundern und ob auch viele Hunderte Verfehlte in diesem Lande der Freiheit ein gastliches Dach gefunden haben, der Schweizer bleibt Schweizer. Das einfache Bergvolk wird den Glauben an die Menschheit nicht verlieren und wird weiter fortfahren, ein Hort derer zu sein, die eine unbedachte Äußerung eigener Meinung von der väterlichen Scholle trieb. Darum wünschen auch wir dem Lande der Freiheit weitere Erfolge auf dem Besonderen der vorgezeichneten Bahn zu seinem und vieler anderer Wohle.

Der hiesige Schweizer Konsul, Herr Isella, wird heute zur Feier des Tages in den Konsulatsräumen, Rua Visconde Rio Branco, einen Empfang veranstalten.

— Was sich die Zentralbahn alles leistet, in welcher schnoddriger Weise sie das Publikum behandelt und wie sie sich über ihre Pflichten hinwegsetzt, zeigt ein neuerlicher Vorfall. Soeben besuchte uns eine Dame, welche eine dringende Sendung von Rio erwartet. Wir überzeugten uns, daß in Rio Anstrengungen gemacht werden, das Gepäckstück zu expedieren. Indessen die Zentralbahn erklärte: „Wir haben jetzt viel zu tun, kommen Sie in einigen Tagen wieder, dann können Sie Ihr Eilgut aufgeben.“ Das ist wahrhaftig ein Skandal. Die ganze Bevölkerung des Staates S. Paulo leidet unter den Mißständen auf der Zentralbahn. Im Interesse des Ansehens Brasiliens muß gegen eine solche Unfähigkeit der Zentralbahnverwaltung aufs schärfste Protest eingelegt werden. Es ist dieselbe Unfähigkeit, welche ehrliche Arbeit neben sich nicht aufkommen läßt und dann, wie beim Lloyd Brasileiro, gezwungen ist, vor gewissen ausländischen Kapitalisten zu Kriechen zu kriechen, wenn sich die einheimische Bevölkerung nicht mehr aussaugen läßt. Die Zentralbahn mit ihren Defiziten hat es gerade nötig, das Publikum in dieser Weise noch aufzureizen. Wann wird der Verkehrsminister dazwischen fahren?

— Der Präfekt Raymundo Duprat wäre gestern beinahe das Opfer eines Automobilunfalles gewesen. Er fuhr gegen halb 10 Uhr morgens im Automobil Nummer 75 die Rua Marquez de Itu entlang. Beim Einbiegen in die Rua Rego Freitas stieß es mit einem andern Automobil zusammen, das in rasendem Tempo letztere Straße daherkam und zwar mit einem Auto der Polizei, in welchem der Delegado Dr. Franklin Piza und der Polizeiarzt Dr. Honorio Libero saßen. Das Auto der Präfektur wurde vollständig zertrümmert, das Auto der Polizei stark beschädigt. Wunderbarerweise ging der Unfall noch glimpflich ab, nur der Polizeiarzt erlitt eine Quetschung an der rechten Hand. Die Schuld wird dem Chauffeur Manoel Pereira des Präfekturautos gegeben, der die Huppe des Polizeiautos gehört aber nicht Halt gemacht habe. Er wurde auf 20 Tage vom Dienst suspendiert.

— Der neue Chef der hiesigen Postabteilung für Einschreibesendungen aus Europa will den Dienst im Einvernehmen mit der Administration reorganisieren. Er will es ohne Personalvermehrung dahin bringen, daß die eingeschriebenen Sendungen aus dem Ausland, welche mit dem Nachtzug von Rio de Janeiro kommen, noch am gleichen Tage darauf sämtlich ausgetragen werden.

— Die Grundstückspreise im Straßendreieck im Zentrum sind in den letzten Jahren gewaltig gestiegen. Die Witwe des Dr. Frederico de Souza Queiroz hat z. B., wie man hört, die Anwesen Nr. 26 und 28 an der Rua Quinze de Novembro mit 20 Meter Front um 1000 Contos an Dr. Lins de Vasconcellos verkauft. In der gleichen Straße kaufte die Versicherungsgesellschaft „A Previdente“ das Anwesen des Herrn Joaquim Lopes Lebre Filho, an der Ecke der Rua do Palacio um 1100 Contos. Das Anwesen

in der Rua Direita Nr. 28 soll um 350 Contos den Besitzer wechseln.

— Am 3. August findet im Saale der Gesellschaft Germania ein Ball der italienischen Kolonie zu Ehren des berühmten Komponisten Pietro Mascagni statt, zu welchem uns der Circolo Italiano lebenswürdiger Weise eine Einladung sandte. Unseren verbindlichsten Dank.

— Der Ackerbausekretär Dr. Padua Salles hat sich mit eigenen Augen von den kläglichen Beleuchtungsverhältnissen in einer großen Anzahl hiesiger Straßen überzeugt und beauftragte nun den Direktor und den Ingenieur der Verkehrsabteilung mit einer allgemeinen Inspizierung der hiesigen Straßenbeleuchtung.

— Der Landwirtschaftslehrer Dr. Affonso de Negreiros Lobato Junior, der vom Landwirtschaftsministerium in Rio angestellt wurde, um die Landwirte in der Milchwirtschaft theoretisch und praktisch zu unterweisen, ist hier in S. Paulo eingetroffen, worauf wir die Landwirte unter unseren Lesern, sowie die sonstigen Interessenten besonders aufmerksam machen. Er wird speziell folgende Punkte berücksichtigen: Käse- und Buttererzeugung, Konservierung, Verpackung, Transport und kaufmännische Verwertung von Butter und Käse, Fütterung und Pflege der Milchkühe usw. Die Kurse sind gratis und werden auf Wunsch überall da gehalten, wo bereits Milch produziert wird. Municipalbehörden, landwirtschaftliche Vereine oder private Züchter, welche solche Kurse veranstalten wollen, mögen sich an den landwirtschaftlichen Bundesinspektor im Staat S. Paulo, Herrn Dr. Theodoro de Camargo, hierselbst, wenden. Auch der landwirtschaftliche Wanderlehrer Herr Dr. Affonso de Negreiros wird Wünsche entgegennehmen, sich auch den Landwirten zur Gründung von landwirtschaftlichen Vereinen zur Verfügung stellen.

— Der zweite brasilianische Juristenkongreß, der am 11. August hier tagen sollte, muß wahrscheinlich verschoben werden, weil die Vorarbeiten nicht erledigt wurden.

— Am Samstag abend fand der von uns angekündigte Konzertabend des Fräulein Clementine Vello im Saale der Gesellschaft Germania statt. Wir hatten leider keine Gelegenheit, dem Konzert der jungen, in Deutschland ausgebildeten Dame beiwohnen zu können, müssen das umso mehr bedauern, als die Darbietungen nach dem Bericht unseres Gewährsmannes einfach erstklassig waren. Ihre Technik ist bewundernswert, ihr Anschlag kräftig, die Rhythmierung, die ganze Auffassung der klassischen Meister zeugt von einem tiefen Studium und einer außergewöhnlichen musikalischen Veranlagung der jungen sympathischen Künstlerin. Es ist jammer schade, daß das Konzert nicht wiederholt wird und daß auf diese Weise weiteren Kreisen, denen die Künstlerin unbekannt war, der hervorragende Kunstgenuß versagt bleibt, den sie einer auserwählten, aber nur kleinen Zuhörerschaft am Samstag bot.

— Die Rua Rodrigo de Barros soll bis zur Avenida Tamanduatehy durchgeführt werden. Die Präfektur hat sich folgende Anwesen gesichert Ladeira S. João Nr. 18—20 (195 Conto), Rua S. João Nr. 84 (125 Conto), Marechal Deodoro Nr. 9-A, 9-B, 11 und 11-A sowie Rua Santa Thereza Nr. 2 (821/2 Conto), Rua Auhangabahu Nr. 37 (37 Conto).

— Der Landwirtschaftsminister Dr. Pedro de Toledo besichtigte in Begleitung seines Kabinettssekretärs verschiedene Institute, u. a. die Kunstgewerbeschule in der Avenida Tiradentes. Er besuchte ferner die verschiedenen Redaktionen des Platzes. So beehrte er auch die „Deutsche Zeitung“ mit seinem Besuch, für welche Aufmerksamkeit wir verbindlichst danken.

Pietro Mascagni ist gestern mit dem Nacht-

wurde von seinen italienischen Landsleuten mit überschwenglichem südländischen Enthusiasmus empfangen. Die Volksmassen in und vor dem Bahnhofsgelände wurden übrigens durch die Zentralbahn auf eine sehr harte Probe gestellt, indem der Zug die zentralbahnübliche Verspätung von mehreren Stunden einhielt. Der Komponist nahm in der Rotisserie Sportsman seine Wohnung.

— Die Maurer und Handlanger verlangten, wie wir berichteten, vor kurzem von den Baumeistern eine Lohnerhöhung, und zwar gleich von 25 Prozent. Die Unternehmer haben darauf gar nicht geantwortet, ebenso wenig auf ein zweites Gesuch. Daraufhin sind heute morgen die Bauarbeiter nicht an den Arbeitsstellen erschienen. Gestern wurden zahllose geharnischte Flugblätter verteilt.

— Wir haben es schon herrlich weit gebracht in der Kultur, und wir bringen es täglich weiter. Jetzt hat ein betriebsamer Geschäftsmann den Verkehrsminister um die Erlaubnis ersucht, auf dem Corcovado abends elektrische Licht-Reklame betreiben zu dürfen. Und Herr Seabra, der zwar ein guter Mensch ist, dem aber die Begeisterung für die Lichteffekte der abendlichen Reklamen auf den Dächern der Avenidahäuser die Besinnung geraubt zu haben scheint, hat die Erlaubnis gegeben! Der Rhein und der Niagara-fall und das Berner Hochland bekommen also Konkurrenz, und unser bislang so häßliches Brasilien wird endlich verschönert werden. Einen Vorgeschmack hatte man schon bislang auf der Fahrt nach Petropolis. Da ist mitten in der romantischen Urwaldlandschaft ein Felsblock mit weißer Oelbarbe angepinselt und darauf mit blauer Farbe eine Reklame gemalt. Einfach scheußlich! Bald wird auch die Hafeneinfahrt daran glauben müssen. Ueber Santa Cruz wird Bromil angopriesen werden, am Zuckerhut Dr. William's Pills, dazu Pear's Soap auf dem Corcovado. Wenn dann die Bucht von Rio nicht das Paradies auf Erden geworden ist, dann wird sie es eben niemals werden!

S. Paulo, Mittwoch, den 2. August

— Im vorigen Jahre stattete der Organisator der Landwirtschaftlichen Hochschule in Montevideo, Prof. Dr. A. Backhaus, Brasilien einen mehrwöchigen Besuch ab, um über die Besiedlungsmöglichkeiten Studien anzustellen. Herr Prof. Backhaus hat dann in Berlin für ein großes deutsches Kolonisationsunternehmen in Südamerika in Wort und Schrift (wir gaben einen seiner Vorträge in der „Deutschen Zeitung“ wieder) Stimmung zu machen gesucht, und es ist ihm auch gelungen, ein solches unter der Firma Südamerikanische Boden-Aktien-Gesellschaft mit dem Sitze in Berlin, Potsdamerstraße 111, ins Leben zu rufen. Die Gesellschaft will unter dem Namen Compania Colonizadora Sudamericana zunächst in Uruguay arbeiten, dessen Verhältnisse Herr Prof. Backhaus ja am besten kennt. Die Geschäftsstelle in Montevideo befindet sich Calle Juan Gomez 53. Das Unternehmen bietet Gelegenheit, zum Erwerb von Gütern von 200 Morgen für bäuerliche Wirte mit einem Vermögen von 8000 M, von Gütern von 1000 Morgen für gebildete Landwirte mit einem Vermögen von 40.000 M, von größeren Besitzungen für Kapitalisten und Großlandwirte. Landarbeitern wird Beschäftigung bei hohem Lohn nachgewiesen, sodaß sie sich nach Zurücklegung einiger Ersparnisse selbstständig machen können. In geringer Zahl bietet sich auch Handwerkern, Kaufleuten und Industriellen mit dem nötigen Kapital Gelegenheit zu selbständiger Tätigkeit. Personen, die auf eigene Kosten nach Uruguay kommen, um die Landesverhältnisse zwecks späterer Ansiedelung kennen zu lernen, geht sie mit sachverständiger Beratung an die Hand. Die Kolonien der Gesellschaft haben fol-

lonisation notwendigen Materials. 2. Steuerfreiheit der Kolonisten während der ersten 10 Jahre. 3. Schule, Post, Polizei, Verwaltung und Justiz. 4. Kirchliche Organisation und soziale Fürsorge. 5. Gelegenheit zum preiswerten Einkauf der benötigten Utensilien. 6. Sachverständige Beratung. 7. Einrichtungen für Absatz und Verwertung der Produkte. Die Gesellschaft, welche über genügendes Kapital und sachverständiges Personal verfügt und ausgesuchte Ansiedlungs-Lustige an der Hand hat, wäre, wie sie uns mitteilt, geneigt, ihre Tätigkeit auch nach Brasilien auszudehnen, wenn ihr die Behörden des Landes das nötige Entgegenkommen beweisen würden. Auf jeden Fall wünschen wir der Gesellschaft auch in Uruguay guten Erfolg, denn für die Stellung des Deutschtums im Osten Südamerika ist jede derartige Gründung, wenn sie vorwärtsgeht, ein Gewinn, einerlei ob sie in Brasilien oder in Uruguay oder in Argentinien wirkt. Und es tut not, daß in dieser Beziehung von deutscher Seite großzügig gearbeitet wird, sonst gehen die deutschen Siedlungen, die früher gegründet wurden, spurlos im Lateinertum unter. Nur steter Nachzug, nur immerwährende Auffrischung kann das Gefühl deutscher Gemeinbürgerschaft wach erhalten, das für das Mutterland neben den ideellen und moralischen auch sehr materielle Vorteile in sich schließt.

— Die Einwohner von Ypiranga und von Villa Marianna betreiben die Herstellung einer Verbindung zwischen den Straßenbahnlinien der beiden Vororte. Der Präfekt unterstützt diese Bestrebungen. Damit würde eine neue Ringlinie geschaffen und die Entwicklung eines weiten Stadtteils mächtig gefördert.

Deutsches Schulfest. Wie wir schon in der letzten Sonnabendnummer mitteilten, findet am nächsten Sonntag, den 6. August, ein allgemeines Volksfest in den Parkanlagen des „Club de Regatas“ in Ponte Grande statt. Wir zweifeln nicht, daß sich die ganze deutsche Kolonie an diesem Tage zusammenfinden wird. Aber auch diejenigen, die nicht unmittelbar mit der deutschen Schule in Verbindung stehen, werden erwartet, und wir können versichern, daß alle auf ihre Kosten kommen, denn der rührige Vergnügungsausschuß hat eine Unzahl Ueberraschungen vorbereitet. Vor allen Dingen war er darauf bedacht, der Schuljugend einen freudigen Tag zu bereiten, weil er weiß, daß er sich hierin mit der ganzen deutschen Kolonie einig ist. Aus der Fülle der Vergnügungen nennen wir nur: Wettlaufen, Topfschlagen, Hindernisrennen, Preisklettern, Sacklaufen usw. Aber auch die „Alten“ werden sich beim Preis Kegeln und Preisschießen voll auf erfreuen können, abgesehen davon, daß Gelegenheit genügend vorhanden ist, „unbemerkt“ einen kühlen Schoppen zu genehmigen. Wer sein Glück versuchen will, findet in der Tombola 1500 wertvolle Gewinne, und abends, unter den verlockenden Klängen einer großen Musikkapelle und im Glanze von mehr als 5000 elektrischen Lampen sehen wir dann die elegante, heranwachsende deutsche Jugend liebenswürdige Grazie beim allgemeinen Tanze entwickeln. Somit denn: Auf Wiedersehen beim „Deutschen Volksfest“ am Sonntag, den 6. August.

— Eintrittskarten für Theatervorstellungen bei welchen sich Berühmtheiten wie Caruso etc. beteiligen, werden in Europa von Billetenzwischenhändlern oft mit enormen Zwischengewinnen weiter gehandelt. In S. Paulo ist der Billetenwucher verboten. Ein Händler namens João Massale, der Mascagnibillete verschachtelte, wurde von der Polizei bereits abgefaßt und zu 100\$ Strafe verdonnert. Trotzdem blüht der Zwischenhandel hier sehr, sogar an den Toren des Polytheama.

— Seit Sonntag hat ein neues Verkehrsmittel in

omnibus, in Berlin kurzweg Autobus genannt. Herr J. S. Fernandes, Eigentümer der Firma Transporte Auto Paulista erließ den Omnibus, der 40 PS entwickelt und 25 Passagiere gleichzeitig befördern kann, vor kurzer Zeit aus Europa. Die Sitze sind sehr bequem ausgestattet. Der Wagen läuft mit vollkommener Sicherheit und nimmt auch starke Steigungen. Der Wagen macht zunächst Fahrten von der Nordstation bis zur Praça Antonio Prado. Täglich von Mittag ab dehnt er seine Fahrten bis zum Antarctica-Park aus. Die Firma hat, wie wir hören noch weitere 10 Autobusse der Marke Saurer bestellt, welche Ende August hier eintreffen sollen. Wir wünschen dem neuen Verkehrsmittel, das unzweifelhaft einen weiteren Fortschritt bedeutet, besten Erfolg und — bessere Straßen.

— Die bekannten Lotterie-Automaten, die man vielfach in den offenen Läden, in Kneipen und Restaurationen findet und die im Volksmund den Namen Papa-Nickel führen, werden von der Polizei nunmehr als unerlaubte Spielveranstaltung betrachtet und verboten. Namentlich schädlich ist der Einfluß auf Kinder, die durch die Apparate förmlich zum Glücksspiel erzogen werden.

— Am 15. August findet eine außerordentliche Generalversammlung der Aktionäre der Mogyanabahn statt, um über die Abrechnungen mit der Paulista-Bahn Beschluß zu fassen.

— Die Ausdehnung der englischen Royal Mail Line in den letzten Tagen, der Ankauf des Lloyd Brasileiro durch jene Gesellschaft haben in der Reihenfolge der großen Schiffahrts-Gesellschaften starke Aenderungen mit sich gebracht. Im Jahre 1910 ergab sich folgendes Bild: Hamburg Amerikalienie 385 Schiffe mit 979.217 Tons, Norddeutscher Lloyd 200 Sch. mit 685.693 T., White Star Line 42 Sch. mit 522.758 T., British India 111 Sch. mit 452.000 T., Peninsular and Oriental 87 Sch. mit 390.212 T., Nippon Yusen Kaisha 94 Sch. mit ... 349.869 T., Messageries Maritimes 65 Sch. mit ... 293.250 T., Compagnie Generale Transatlantique 75 Sch. mit 292.759 T., Navigazione Generale Italiana 105 Sch. mit 288.157 T., Oesterr. Lloyd 72 Sch. mit 242.215 T., Cunard Line 26 Sch. mit 237.100 T., Chargeurs Réunis 33 Sch. mit 158.576 T., Lloyd Brasileiro 72 Sch. mit 140.000 T., Oesterreichische Union 44 Sch. mit 138.691 T. Die Royal Mail Line, welche in dieser Zusammenstellung wie einige andere Linien nicht enthalten ist, hat nach Aufnahme der Pacific und Lamport Holt Line ca. 930.000 Tons erreicht. Nach dem Erwerb des Lloyd Brasileiro rückt sie mit in die vorderste Reihe. Ob sie aber die Hamburg Amerikalienie im gegenwärtigen Moment überflügelt hat, steht noch nicht fest, weil inzwischen auch diese Gesellschaft gewachsen ist. U. a. hat sie einen Dampfer mit 60.000 Tons in Bauauftrag gegeben. Festzustellen ist jedoch, daß nicht allein die Zahl oder Größe der Schiffe entscheidend ist; sonst müßte z. B. der Lloyd Brasileiro höher stehen als manche vorzügliche deutsche Linie wie Kosmos, Wörmann u. a. Notwendig für eine große Gesellschaft mit vielen Linien ist zunächst eine gute Organisation, ein systematischer Aufbau. Die einzelnen Linien einer Gesellschaft müssen sich gegenseitig ergänzen in der Frachtaufnahme und Frachtverteilung, im Zusammenwirken mit Eisenbahnen, Flußschiffahrtsgesellschaften usw. Es bleibt der Royal Mail-Linie trotz der Tüchtigkeit ihrer Leiter sehr viel zu tun übrig, wenn der Lloyd Brasileiro sich dem Ganzen einfügen soll.

— Der Ackerbausekretär reist heute in einem reservierten Wagen des Mittagszuges nach S. Carlos, begleitet von Senatoren und Deputierten. Die Reisegesellschaft besichtigt die zootechnische Station in S. Carlos, wird in dieser Stadt übernachten und morgen früh weiterfahren.

ren. Dort wird der neue zootechnische Posten „Dr. Antonio Prado“ eingeweiht.

— Zur Feier der Unabhängigkeitserklärung der Schweizer Republik fand gestern im Hause des schweizerischen Konsuls, Herrn Achilles Isella, in der Rua Visconde do Rio Branco 43, von 1 bis 3 Uhr nachmittags, großer Empfang statt. Die Behörden von S. Paulo entsandten Vertreter, die übrigen Konsuln waren teils anwesend, teils hatten sie Karten gesandt, endlich nahmen auch hervorragende Vertreter der schweizerischen Kolonie am Empfange teil. Herr Konsul Isella bot den Erschienenen Champagner und sonstige Erfrischungen.

— Die Botschaft des Präsidenten an die Kammer, sowie die Berichte der einzelnen Abteilungen im Ackerbausekretariat und in der Munizipalkammer geben interessante Angaben über die Fortschritte S. Paulos. Die frühere Companhia Cantareira hatte von der Provinzialregierung von S. Paulo die Konzession zum Bau von Wasserleitungen und Kanälen erhalten. Leiter der Gesellschaft waren neben dem Ingenieur Herrn David Mackinson Fox die Herren Coronel Antonio Proost Rodovalho, Major Benedicto Antonio da Silva. Das Unternehmen setzte am 15. Mai 1883 die erste Wasserleitung in Betrieb. Am Schlusse des Jahres 1883 hatten 823 Anwesen Anschluß an die Leitung. Im Jahre 1893 wurde der Betrieb verstaatlicht und seitdem entwickelte sich das Leitungsnetz noch viel rascher als vorher, wie sich aus nachstehender Tabelle ergibt. 1884 war die Zahl der Abnehmer von 823 auf 1508 gestiegen. Sie betrug dann 1887 4155, 1890 6626, 1893 8102, 1896 15.793, 1899 17987, 1902 19211, 1905 21.703, 1908 25.174, 1911 29.815. Die Einnahmen aus der Wasserleitung stiegen regelmäßig an, entsprechend der allmählichen Ausdehnung des Netzes. Sie stiegen von 48:678\$120 im Jahre 1884 auf 2.127:456\$000 im Jahre 1910. Recht schwankend waren die Ausgaben für die Kosten der Anschlüsse. Die Terrainsehwierigkeiten, die umfassenden Erneuerungen und Umgestaltungen, aber auch die ungleichenmäßige Finanzwirtschaft spiegeln sich darin. Es wurden hierfür verausgabt: 1884 14:630\$360, 1887 17:439\$297, 1890 25:176\$342, 1893 23:110\$700. Sie schwollen dann plötzlich an, 1896 auf 83:755\$068, 1899 gar auf 161:938\$375, 1902 141:937\$081. Im Jahre 1905 gingen sie wieder herunter auf . . . 24:210\$213, 1908 67:854\$400, 1910 108:145\$200. Die neuerliche rapide Steigerung seit 1905 ist eine Folge des gewaltigen Aufschwungs der Stadt, der grossen Anzahl von Neubauten, welche angeschlossen werden müssen. An Wasserzins und Anschlußgebühren zusammen nahm demnach die Wasserleitung ein im Jahre 1884 63:308\$480, im Jahre 1910 dagegen 2.235:601\$200.

S. Paulo, Donnerstag, den 3. Aug.

— Vielfachen Anregungen entsprechend beginnen wir in unserer heutigen Nummer mit einer neuen Rubrik, der Wiedergabe öffentlicher Ausschreibungen. Wir versehen die einzelnen Konkurrenzen mit fortlaufenden Nummern, um den Interessenten eine kurze, eventuelle telegraphische Anfrage zu ermöglichen. Die Unterlagen stehen jederzeit zur Verfügung, werden auch nach auswärts gratis, gegen Erstattung unserer Auslagen, den interessierten Firmen und Unternehmern mitgeteilt. Wir hoffen hiermit den Deutschen in Brasilien, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz eine unter Umständen wertvolle Waffe im Kampfe mit der wirtschaftlichen Konkurrenz der übrigen Nationen geben zu können.

— Nach einem Munizipalkammergesetz genießt die Light and Power in Santo Amaro Monopolstellung, Steuerfreiheit auf 25 Jahre, auch für alle Nebenbetriebe und Beteiligungen, mit dem Recht, die gleichen recht hohen Sätze für elektrischen Strom zu berechnen, wie in S. Paulo. Zum Unterchieden

des Vertrages auf Grund jenes Gesetzes hat sie eine Frist von zwei Monaten erhalten. Auf ihren Antrag wurde die Frist um weitere 6 Monate verlängert, die nun am 14. August abläuft. Die elektrische Straßenbahn nach Santo Amaro und die Licht- und Kraftverteilung soll bis Ende 1912 fertig sein.

— Eine sträfliche Leichtfertigkeit herrscht vielfach bei der Errichtung von Neubauten. Die Gruben für die Fundamente werden dicht an der Straße ausgehoben, ob das Erdreich nun tragfähig ist oder nicht; auch fehlt es da und dort an Einfriedigungen, so daß Passanten insbesondere spielende Kinder Gefahr laufen, abzustürzen. Baumeister und städtische Aufsichtsbehörde teilen sich in die Schuld an diesen Zuständen. Gestern nacht hätte diese Schlamperie beinahe mehrere Menschenleben gekostet. Herr Antonio de Camillis und Frau fuhren vom Polytheama mit einer Droschke nach Hause, an der Liberdade. Beim Einbiegen von der Rua Rodrigo Silva in den Largo da Liberdade kam der Wagen an den Rand der dortigen Baugrube, das Erdreich lockerte sich, der Wagen kam ins Rutschen und stürzte samt Insassen, Kutscher und Pferde ab. Zum Glück kamen die beiden Fahrgäste mit dem Schrecken und einigen Prellungen und leichten Hautabschürfungen davon. Der Kutscher dagegen scheint innere Verletzungen davongetragen zu haben. Die Pferde blieben unverletzt. Der Delegado Dr. Rudge Ramos benachrichtigte die Feuerwehr, welche das Gefährt wieder herausschaffte und veranlaßte, vorsichtigerweise die Einstellung des Straßenbahnverkehrs an dem Neubau entlang, weil die starken Erdererschütterungen möglicherweise auch den Absturz des Geleises samt Wagen herbeiführen könnten.

— Der „Estado“ bringt einen neuen, für die Post sehr schmeichelhaften Fall zur Kenntnis. Die Casa Michel, Inhaber Gebrüder Worms, sandte am 17. Januar 1911 Schmuckstücke im Wert von 100 Milreis unter Nr. 13.824 als eingeschriebene Wertsendung an einen Kunden, Herrn Francisco Dias Pinheiro in Tabapuan, Staat S. Paulo. Heute schreiben wir den 3. August und Herr Pinheiro hat seine Sendung immer noch nicht.

— Die Light and Power soll Tabellen herstellen, aus welchen für alle ihre Linien ersichtlich ist, welche Straßen und Plätze von den Straßenbahnwagen durchlaufen werden. Sie hat dies aber nicht getan, auch nicht auf eine aufmunternde Strafe hin. Die Präfektur verfügte nun eine zweite höhere Strafe im Betrag von 600\$, um die renitente Gesellschaft zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu zwingen.

— Der Ackerbausekretär Dr. Padua Salles erhielt vom Landwirtschaftsminister in Rio ein Schreiben, in welchem auszugsweise ein Brief des Bundeskommisars in Nordamerika, Herrn Eugen Dahme, wiedergegeben wird. Wir geben nachstehend den Inhalt dieser für S. Paulo interessanten Briefstelle wieder: Mehr als fünfzig Importeure und Kaffeehandlungen im Tale des Mississippi haben sich auf meine Veranlassung hin zusammengeschlossen, um für einen höheren Kaffeekonsum in den Vereinigten Staaten Propaganda zu machen. Der Verein wird gegen die Kaffeefälscher vorgehen und die ungerechtfertigten Angriffe gegen die brasilianische Regierung bezw. die Regierung des Staates S. Paulo wegen der Valorisation und der Hochhaltung des Kaffeepreises zurückweisen. Die Mitglieder dieses Vereins, zu dem die größten Kaffeimporteure im Mississippigebiet gehören, z. B. William Schotten & Sons, Steinwender & Stoffregens, haben mit mir eine Exkursion nach Brasilien, besonders dem Staate S. Paulo verabredet, um den Handel in Kaffee und dessen Produktionsweise eingehender zu studieren. Der Ausflug findet wahrscheinlich noch Ende die-

der Linie „New Orleans—Rio de Janeiro“ gechartert.

— Der Verwalter der Steuereinnahmestellen in S. Paulo, Herr A. Pereira de Queiroz, hat seinen Jahresbericht erstattet, der in vielen Punkten den gewaltigen Fortschritt der Hauptstadt erkennen läßt. Neben den Einnahmen aus der Wasserleitung und Kanalisation ist das Anwachsen der Grundsteuer ein guter Prüfstein für die wirtschaftliche Entwicklung des hiesigen Platzes. Im Jahre 1910 waren 32.914 Anwesen zur Grundsteuer herangezogen. Staatliche, städtische, kirchliche, gemeinnützige Gebäude, die Häuser der englischen Bahn, der Bundesverwaltung etc. sind steuerfrei, weshalb die Zahl der hier existierenden Gebäude viel höher ist. Der Mietwert der versteuerten Gebäulichkeiten wurde auf . . . 41.602:032\$ geschätzt. Die Mietsteuer beträgt 3 Prozent des Jahresmietwertes. Von dem Anfall von 1.372:867\$054 gingen tatsächlich ein 961:474\$360. Die Zunahme in der Zahl der Gebäude geht übersichtlich aus folgender Statistik hervor. Bemerkenswert ist der große Fortschritt seit 1906. 1900 21.656 Anwesen, 1901 22.723, 1902 23.039, 1903 23.949, 1904 24.665, 1905 25.973, 1906 26.786, 1907 28.031, 1908 28.996, 1909 30.997, 1910 32.914 Anwesen. Nicht im gleichen Verhältnis stiegen die Steuereinnahmen. Die Rückstände und Ausfälle sind auffallend hoch. Im Interesse der gewissenhaften Steuerzahler dürften die Säumnigen etwas schärfer angefaßt werden. Die Einnahmen betragen: 1900 . . 877:748\$168, 1901 860:935\$328, 1902 852:810\$545, 1903 831:659\$862, 1904 838:729\$782, 1905 . . . 813:092\$390, 1906 821:824\$872, 1907 838:516\$910, 1908 873:004\$748, 1909 897:594\$720, 1910 . . . 961:474\$360. Wie man sieht, ist das Erträgnis gar nicht befriedigend. Die große Vermehrung der Häuser kommt fast gar nicht zum Ausdruck. Sehr gut wäre gewesen, Steuerveranschlagung, Bruttoeinnahmen, Kosten der Erhebung und Nettoerträgnis nebeneinander zu stellen, damit man sieht, wieviel Drückeberger sich finden, wohin das Geld der Steuerzahler kommt, warum die Mehreinnahmen so außerordentlich geringfügig sind. An das Kanalnetz sind im großen und ganzen die modernen Häuser und die Anwesen mit höherem Mietwert angeschlossen. Kleinere Anwesen und namentlich die mit landwirtschaftlichem Betrieb entbehren noch des Anschlusses. Die 26.623 Anwesen, welche angeschlossen sind, repräsentieren einen Mietwert von . . . 39.107:857\$, also im Durchschnitt von nahezu 1470 Milreis pro Jahr. Die übrigen 6291 Anwesen ergeben nur eine Mietrente von 2.494:175\$ oder etwas weniger als 400 Milreis jährlich im Durchschnitt. Die Anschlußgebühr beträgt 4 Prozent. Die errechnete Sollsumme von 1.720:745\$708 ist daher zu hoch gegriffen. Das Erträgnis war 1.204:510\$516. Das ist offenbar der rechnungsmäßige Saldo. In der Kasse dürften die letzten 16 Reis wohl kaum zu finden sein. Die nachfolgende Statistik zeigt das jährliche Anwachsen der Anschlüsse und die Bewegung in den Einnahmen: 1900 14.083 Anwesen, 992:365\$704; 1901 15.489 Anw., 1.009:622\$350; 1902 15.710 Anw., 1.037:607\$951; 1903 19.351 Anw., 1.040:854\$936; 1904 19.992 Anw., 1.048:860\$516; 1905 20.817 Anw., 1.012:089\$320; 1906 21.473 Anw., 1.027:821\$256; 1907 22.988 Anw., 1.048:411\$958; 1908 23.767 Anw., 1.094:887\$420; 1909 25.198 Anw., 1.121:763\$832; 1910 26.623 Anw., 1.204:510\$516. Die ganze Zusammenstellung läßt ersehen, daß S. Paulo geradezu sprunghaft sich entwickelt, daß noch mehr das Verständnis für sanitäre Maßregeln hier sich ausbreitet bzw. von unseren wirklich anerkannt wert arbeitenden Staatsbehörden propagiert wird, daß aber auf dem Gebiet der Finanzverwaltung eine recht unangenehme Unklarheit und Undurchsichtigkeit besteht.

gegebenen Ziffern lassen eine ganze Reihe verschiedener Erklärungen zu.

S. Paulo, Freitag, den 4. August.

— Ueber den Lloyd werden neue Klagen, nein alte, stets neu wiederkehrende Klagen laut, natürlich über den Lloyd Brasileiro. Wie „Platea“ mitteilt, erhielten die Despachanten Americo Martins und Basila in Santos von einer Großfirma in Corumba nachstehenden Brief: In Beantwortung Ihres Briefes vom 6. d. M. (Juli) teilen wir Ihnen folgendes mit. Die verspätete Ankunft der Waren im Hafen ist durch den jämmerlichen Dienst des Lloyd Brasileiro nach unserem Staate verursacht worden. Er läßt die einheimischen Waren, die hierher bestimmt sind, monatelang in Montevideo und andern Häfen liegen. Die wenigen Dampfer des Lloyds, die hierher kommen, bringen fast nur ausländisches Frachtgut, das sie in Montevideo einladen, um dort die neuen Frachten zu verdienen. Die einheimische Ware, für welche die Fracht schon im Verschiffungshafen bezahlt wurde, bleibt liegen, um bei Gelegenheit transportiert zu werden. Nahezu 15.000 Ballen, die im November und Dezember in Rio de Janeiro und in Rio Grande eingeschifft wurden, sind heute noch nicht angelangt und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie, wenn sie überhaupt ankommen, nur allmählich und wie gewöhnlich sehr beschädigt anlangen. Vor einigen Tagen wurden der Bundespräsident und der Verkehrsminister telegraphisch um Schutzmaßregeln gebeten. Auch wurde der Lloyd für die Abgänge und für die Schäden verantwortlich gemacht, die durch die ungerechtfertigte Saumseligkeit entstanden sind. Er redet sich immer auf Wassermangel im Fluß hinaus. Die fremden Schiffe aber, die größer sind als die Lloyd dampfer und tiefer gehen, verkehren regelmäßig vollbeladen usw. Ja, der Lloyd verstehts.

— Die Light and Power richtete an den gesetzgebenden Kongreß das Gesuch, es möchten ihr das Recht der Zwangsenteignung und andere Vergünstigungen gewährt werden, damit sie die neu erworbenen Fälle des Tieté in den Bezirken von Parnahyba, S. Roque und Itã ausbauen könne. Das vollkommen gleiche Gesuch wurde von ihrer Tochtergesellschaft, der S. Paulo Electric Company Limited für die Ausnützung des Sorocabafusses eingereicht.

— An der Station Rio Grande wurden zwei Fälle von Blattern konstatiert. Das Gesundheitsamt entsandte sofort nach Eintreffen der Nachricht Personal, das die Wohnungen der Erkrankten gründlich desinizierte und die Kranken selbst ins Isolierungsspital brachte.

— Die Companhia Brasileira de Energia Electrica, eine Gründung der Firma Guinle u. Co., hatte gegen die Light and Power beim hiesigen Bundesrichter Besitzstörungsklage erhoben, weil sie in der Ausnützung des Itapanhaú-Falles durch die Light and Power gehindert wurde. Der Bundesrichter wies diese Klage ab. Darauf legte die Brasileira Berufung beim obersten Gerichtshof ein. Auch damit hatte sie keinen Erfolg. Die Light and Power ist also siegreich geblieben. Nun meint die hiesige Presse, der Fall sei definitiv entschieden. Das ist aber irrig. Es wurde bis jetzt nur um eine Art einstweilige Verfügung, die manutenção de posse, gekämpft. Ein solcher Antrag kann abgelehnt werden, nicht nur, weil etwa kein Anspruch besteht, sondern auch, weil zwar das Recht des Klagenden gegeben ist, aber aus prozessualen Gründen kein Anlaß zu einer vorläufigen Regelung der tatsächlichen Verhältnisse vorhanden ist, z. B. weil gleichzeitig ein Prozeß über das Eigentumsrecht selbst, dominio anhängig ist und ohne Schaden das Ende dieses Hauptprozesses abgewartet werden kann. Es wird also noch lange dauern bis der Streit zum Rechtskonsumt kommt.

— Eine japanische Gesellschaft hat die ganze Küste von Santa Catharina, Parana und S. Paulo für die Anlage einer japanischen Kolonie durchforschen lassen, und sie will sich nun im Ribeiratal festsetzen. Sie suchte nun die Ueberlassung eines Terrains von 150 Hektar bei Iguaçu nach. Die Japaner wollen zunächst Reisbau treiben. Nunmehr hat die japanische Gesandtschaft in Rio de Janeiro die Bundesregierung um Unterstützung des japanischen Syndikates in Tokio. Die Bundesregierung schickte alle Urkunden, Karten, Pläne an das Ackerbausekretariat in S. Paulo, wo sie in der Abteilung für Ländereien, Kolonisation und Einwanderung bearbeitet werden. Die Erfahrungen mit Japanern in der Landwirtschaft waren bisher herzlich schlecht. Wesentlich besser bewähren sie sich bei leichteren Arbeiten, welche einige Geschicklichkeit erfordern, und auch als häusliche Dienstboten, Wäscher und so weiter.

— Die Herren Mauricio F. Klabin, Hessel Klabin, Salomon Klabin und Miguel Laver wollen ihre Wasserfälle am Rio Claro in einem Gebiet namens Represa zwischen Sallesopolis und Mogi das Cruzes ausnützen und suchen um die Erlaubnis nach, Leitungen entlang der öffentlichen Straßen oder über staatliche Grundstücke anlegen zu dürfen. Das Gesuch wurde der Abteilung für öffentliche Arbeiten im Ackerbausekretariat zugewiesen. An öffentliche Straßen gehören eigentlich hochgespannte Leitungen nicht.

— Ebenso wie die Companhia Brasileira de Energia Electrica hat auch die Light and Power eine Besitzstörungsklage eingereicht und zwar in Rio. Besitzstörungsklagen gehören aber zu den persönlichen, nicht dinglichen Klagen. Der Bundesrichter wies die Klage der Light and Power ab, weil das Domizilgericht der Companhia Brasileira, also das Gericht in S. Paulo, zuständig ist. Die beiden Gesellschaften und ihre Advokaten probieren, wie es scheint, die ganze Zivilprozeßordnung durch.

S. Paulo, Sonnabend, den 5. August.

— Das Publikum kann nicht oft genug zur Vorsicht gewarnt werden, wenn ihm Schuldverschreibungen der kleineren brasilianischen Municipien zum Kauf oder zur Zeichnung angeboten werden. Es möge sich ja niemand durch den hohen Zinsfuß verleiten lassen. Schon der niedrige Kursstand sagt dem Kundigen, wie diese „Anlagen“ zu bewerten sind. Einige Munizipalkammern arbeiten ja vorzüglich und kommen prompt ihren Verpflichtungen nach. Man muß insbesondere wissen, ob die betreffende Kammer Sicherheit für die Anleihen gegeben hat, sei es durch Hypothek, oder Verpfändung von dauernden sicheren Einnahmen oder dergleichen. Denn eine Zwangsvollstreckung gegen Municipien ist in Brasilien schlechterdings unmöglich. Eine rein persönliche Schuld eines Munizipes ist also unter Brüdern nichts wert, zumal die Vertreter in den Kammern von heute auf morgen wechseln können. Die Mehrzahl dieser Anleihen ist also faul. Das erfahren jetzt die Gläubiger von Ituverava. Dieses Munizip zahlt einfach keine Zinsen, tilgt auch die Schulden nicht nach dem Tilgungsplan. Die Inhaber von Obligationen versammelten sich daher vorgestern mittags 1 Uhr unter dem Vorsitz des Maklers João Pedro Ribeiro im Börsensaal, um über die Schritte gegen die „anständige“ Gemeinde zu beraten. Fast das ganze Anleihekaptal war vertreten. Bisher wurden vergebliche Anstrengungen gemacht, im Guten zum Gelde zu kommen. Nunmehr wurde eine Kommission gewählt, bestehend aus den Herren João Pedro Ribeiro, Leonidas Rosas und Anacleto Varella, welche der Gemeinde zunächst eine letzte Frist setzen und dann klagen wird. Zum Glück hat Ituverava ge-

digen Weise behandelt auch verschiedene andere Municipien ihre Gläubiger. Auch gegen diese werden nun andere Saiten aufgezo-gen. Der mangelnde bzw. ungenügende Rechtsschutz des Gläubigers wird Brasilien noch auf lange Zeit hinaus den kulturellen Wettbewerb mit Argentinien und Chile unmöglich machen. Der Fortschritt im Lande könnte bei vernünftiger Gesetzgebung und bei gewissenhafter Handhabung solcher guter Gesetze viel schneller vor sich gehen.

— Der Bauarbeiterstreik dauert fort. Auf öffentlichen und einigen Privatbauten wird weiter gearbeitet. Die Polizei schützt die Arbeitswilligen.

— Der „Diário Popular“ berichtet von einem neuen Schwindlertrick, der gegen die Geschäftsleute der hiesigen Stadt gerichtet ist, die wir hiermit warnen. Mehrere Geschäfte sind nämlich schon herein-gefallen. Ein gut gekleideter, sicher auftretender Mann kommt in die Geschäfte, stellt sich als Generalfiskal der neuen Bundessteuer für Industrie und Gewerbe (die es gar nicht gibt) vor: Er verlangt die Vorlage der Steuerquittung, um sie zu revidieren. Natürlich kann kein Geschäftsmann seine Quittung vorzeigen. Nun erklärt ihnen der Herr Fiskal die Vorschriften des „neuen Gesetzes“ und sieht sich durch dasselbe leider genötigt, eine Strafe von 250 Milreis zu verhängen. Die eingeschüchterten Kaufleute suchen ihn nun umzustimmen und zahlen ihm lieber die Hälfte der Strafe, damit er sie nicht anzeige oder in Strafe nehme, in der Meinung, hierbei mit einem blauen Auge davonzukommen. Also Vorsicht!

— Der Steuer- und Zolldirektor in Rio wies die Industriellen und Gewerbetreibenden im Inland darauf hin, daß ihnen für die einheimische Produktion, soweit sie mit der Einfuhr ausländischer Produkte konkurrieren muß, durch die Zollgesetzgebung ein wesentlicher Vorsprung eingeräumt wird, insbesondere bei der zollfreien Einfuhr von Rohmaterial und Halbfabrikaten. Die Wege hierzu bietet das Dekret vom 8. März 1911, Nr. 8592, Art. 8, Paragraph 1. Die Bundesregierung wird dann die Verfügungen nach Nr. 1 und 2 dieses Artikels treffen. — Wir bringen den Inhalt dieser Vorschriften für unsere Leser gelegentlich im wirtschaftlichen Teil.

— Die Präfektur sicherte sich das Anwesen Nr. 5 an der Rua Marechal de Deodoro um 160 Contos.

— Die neue Eisenbahn von Santos nach Santo Antonio de Juquia im Ribeiratal schreitet rüstig vorwärts. Für den Teil zwischen dem Rio Azeite und dem Endpunkt der Eisenbahn am Juquia, also für eine Länge von fast 60 Kilometer, sind die definitiven Pläne jetzt genehmigt worden. Auch hat die Bahngesellschaft alle Urkunden, Berechnungen, Landaufnahmen und Beschreibungen, deren Vorlage ihr im Konzessionsdekret vom 24. Dezember 1907, Nr. 1548 zur Pflicht gemacht wurde, bei dem Ackerbausekretariat eingereicht. Nur die Tarifabellen und der Kostenschlag für die Gesamtausgaben fehlen noch, weil die Gesellschaft bzw. ihre Rechtsvorgängerin, die Brazilian Railway Comp., durch Vertrag mit der Staatsregierung vom 26. Juli 1907 hiervon entbunden wurde. Am 3. Februar dieses Jahres sind durch Dekret Nr. 1993 die definitiven Studien für die erste Sektion von Santos aus bereits genehmigt worden. Die bauführende Gesellschaft — als solche wird noch die Konzessionärin, eben die Brazilian Railway Comp. genannt — muß auch die Verbindung zwischen dem Kai in Santos und ihrem Ausgangspunkt herstellen. Für diese Strecke ist die Frist zur Vorlage der Studien bis zum 31. August verlängert worden.

— Die Rua das Palmeiras und die Avenida Angelica sollen die gleiche Beleuchtung erhalten wie die Avenida Paulista und die Avenida Brigadeiro Luiz

bausekretariat in Verbindung gesetzt.

— Gestern mittag streifte das Automobil Nr. 257 bei der Einfahrt von der Rua Quinze de Novembro auf die Praça Antonio Prado den Schneidermeister Herrn Emil Lanfrank, der in der Rua Brigadeiro Tobias Nr. 8 wohnt. Herr Lanfrank erlitt leichte Verletzungen am linken Fuß. Er sowohl wie der Chauffeur gaben auf der Polizei ihre Aussagen ab. Im Automobil saß Dr. Julio de Mesquita.

S. Paulo, Montag, den 7. Aug.

— Aus Nordamerika kommt die Nachricht, daß dort eine Bewegung eingesetzt habe, die Frauen nach und nach aus den kaufmännischen Stellungen zu entlassen. Sie sind nach Angabe der Amerikaner den männlichen Kollegen auf die Dauer nicht gewachsen auch ihre Tätigkeit nur als eine vorübergehende. Tatsächlich bleiben sie durchschnittlich nur drei Jahre lang in Stellung und verheiraten sich dann. Es fehlt ihnen daher der Antrieb, den die Aussicht auf Engagement bietet. Im Gegensatz zu ihnen arbeitet der Mann, um vorwärts zu kommen, nimmt daher die Interessen des Geschäfts, Antes oder der Kanzlei besser wahr als die Frau. In keinem Lande der Erde sind soviel Frauen als Kontorbeamte und als Maschinenschreiberinnen beschäftigt wie in Nordamerika. Die Leiter der größten Unternehmungen, der Staatspost, Eisenbahngesellschaften, Trusts usw., sind entschlossen, nach und nach die Frauen durch Männer zu ersetzen. — Derartige Nachrichten kommen von Zeit zu Zeit aus Amerika, wenn die wirtschaftliche Konjunktur fällt, wie jetzt gerade. Die Organisationen der Klerks wollen die Konkurrenz der Frauen trotz aller Galanterie des Nordamerikaners schon längst ausgeschaltet wissen. Wenn die Stellennachfrage größer ist als das Angebot seitens der Chefs, ist es den Männern, welche größtenteils Familienväter sind, viel schwerer, unterzukommen. Dann wird immer die Minderwertigkeit der Frau entdeckt. Bei steigender Konjunktur braucht man sie, weil es alle Hände voll zu tun gibt.

— Der enorme Aufschwung S. Paulos zeigt sich auch in der Handelsstatistik. Im Juli 1910 wurden 39 neue Firmen eingetragen mit rund 2245 Contos. Im vergangenen Juli waren es 61 Firmen mit rund 4256 Contos!

— Die Staatsregierung erteilte dem neuen schwedischen Konsul in S. Paulo Hrn. Dr. Alberto Löfgren das Exequatur.

— Ein bedeutender nordamerikanischer Schriftsteller weilt zurzeit hier in S. Paulo, unser Landsmann Herr Siegmund Krauß von Chicago. Gelehrter und Kaufmann zugleich, wie man das im modernen Deutschland auch immer häufiger antrifft, ist Herr Krauß, der Mitherausgeber der Staatszeitung und der „Freien Presse“ in Chicago, mit den Studien für eine hochinteressante Arbeit über die geistige und kulturelle Entwicklung in Südamerika beschäftigt. Seine Forschungen führten ihn durch Mittelamerika und die südamerikanischen Weststaaten, durch Peru, Bolivien, Chile, Argentinien. Nach Bereisung Brasiliens wird er über Porto Rico und Cuba in seine Heimat zurückkehren. Herr Krauß pflegt als echter Deutschamerikaner auch die praktische Seite seiner Studien. Auf dem Panamerikanischen Kongreß in Washington im Februar war er als Delegierter anwesend. Sein Eintreten für die Förderung der Handelsinteressen zwischen Nord- und Südamerika lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Als Vertreter der Miehle Printing Press and Mfg. Co. in Chicago hat er auch die nötige praktische Kenntnis der Handelsgeschäfte. Auch in dieser, der kaufmännischen Eigenschaft, gehört er zu den hervorragendsten weitausschauenden Männern der großen Republik. Wir heißen den Gast hier herzlich willkommen.

— Ihre Verlobung zeigen an Fräulein Hanna Quitzau mit Herrn Franz Töwe und Fräulein Luise Frahm mit Herrn Johann Quitzau, beide in Friedburg bei Campinas. Wir gratulieren.

S. Paulo, Dienstag, den 8. Aug.

— Die Post wohnt hier zur Miete und muß jährlich 60 Contos 600 Milreis bezahlen. Ebenso besitzt der Telegraph kein eigenes Anwesen. Seine Jahresmiete beträgt 21 Contos 600 Milreis. Der Interims-Postverwalter, Herr J. Prado de Azambuja, weist nun auf die großen Unzuträglichkeiten hin, die bei dem getrennten Dienst der beiden Anstalten in unzureichenden Miethäusern gar nicht zu umgehen sind. In seiner Eingabe an den Generalpostdirektor der Posten und Telegraphen führt er folgendes aus: Zwei Banquartiere eignen sich vorzüglich für einen großen Neubau, das eine zwischen den Strassen Quartel, Travessa da Sé, Teresa und Esperança; das andere zwischen Quartel, Travessa da Sé, Teresa und Carmo. Im letzteren liegt das Kloster Santa Teresa. Die Zwangsenteignung des ersten Bauviertels würde 360 Contos kosten, die des zweiten 750 Contos. Auf den Grundstücken stehen lauter alte Häuser. Der Neubau würde ca. 800 Contos beanspruchen, so daß das neue Postgebäude im ganzen auf 1160 bzw. 1550 Contos zu stehen käme. Wenn der Postfiskus noch 15 Jahre lang in seinen jetzigen Räumen bleibt, so zahlt er, vorausgesetzt, daß die Mieten nicht steigen, über 1200 Contos, die Zinsen ungerechnet. Um diesen Preis könnte schon ein völlig modernes, zweckentsprechendes Postgebäude errichtet werden. — Unserer Meinung nach können wirklich die Zustände nicht mehr lange so bleiben wie sie jetzt sind. Eine gründliche Reorganisation tut bitter not in sachlichen und in Personalfragen.

— Auf einer Studienreise begriffen, befinden sich zurzeit in S. Paulo die Herren Dr. Hugo Arens, Anton Willner und Friedrich Willner; letztere beide sind Neffen des bekannten österreichischen Großindustriellen Arthur Krupp. Genannte Herren wurden durch Herrn Dr. Jorge Tibiriça, früheren Staatspräsidenten, unserem Ackerbausekretär Dr. Antonio de Padua Salles vorgestellt. Heute begaben sich die Herren in Begleitung von Herrn Otto Specht, Abteilungschef im Ackerbausekretariat, der ihnen von der Regierung beigeordnet wurde, nach dem Innern, um landwirtschaftliche Betriebe verschiedener Art, Kolonien usw. eingehend zu besichtigen. Unter anderem werden die Herren auch die Fazendas des Conde de Prates, Francisco Schmidt und Arthur Didrichsen, die landwirtschaftliche Schule in Piracicaba, das agronomische Institut in Campinas, Zuckerrohr- und Baumwollplantagen etc. besuchen.

— Gestern vormittag fand im Saale Celso Garcia an der Rua do Carmo eine große Maurerversammlung statt, an der über 2000 Streikende teilnahmen. Zur Beratung stand eine Tagesordnung: Es sei der friedliche Streik solange fortzusetzen, bis die Wochenauszahlung des Lohnes und die 25prozentige Lohnerhöhung durchgesetzt seien. Sie wurde mit Mehrheit angenommen. Die Streikführer wurden beauftragt, sich mit den anderen Arbeiterkategorien zu verständigen, damit diese sich der Lohnbewegung anschließen. Ernstliche Ruhestörungen kamen bisher nicht vor. Auf verschiedenen Baustellen wird übrigens weiter gearbeitet u. a. sind zahlreiche Maurer bei den Arbeiten an der Rua Libero Badaro zu bemerken.

— Eine Schwarze namens Domingas da Conceição starb im Erholungsheim in der Braz, nächst der 4. Haltestelle, im hohen Alter von 130 Jahren an Altersschwäche. Ein Sohn von ihr steht auch schon im 95. Lebensjahre.

Munizipien.

Vom 1. August.

Santos. Die Dockgesellschaft in Santos und die englische Bahn, sowie das Zollamt haben bisher in der Feier der verschiedenen kirchlichen und nationalen Feiertage eine verschiedene Praxis eingehalten. Die Handelsvereinigung in Santos hat nun im Interesse des geschädigten Handels hierzu Stellung genommen und ein Memorandum an die englische Eisenbahn ausgearbeitet, in welchem es u. a. heißt: Wenn auch die S. Paulo Railway Comp. dem Beispiel der Dockgesellschaft und der Zollbehörde nicht folgen will, an den Feiertagen den vollen Werktagdienst aufrecht zu erhalten, so empfiehlt es sich doch, die Waren für das Innere in unseren Lagern an Feiertagen in Empfang zu nehmen, wenn sie auch erst am darauf folgenden Werktag den expedierenden Firmen die Kommossemente der an Feiertagen eingelaufenen Güter ausfertigt. Die Eisenbahn braucht so ihre bewährte Tradition der Sonntagsruhe nicht über den Haufen zu werfen, andererseits vermeiden Kaufleute und Agenten die Unzuträglichkeiten der bisherigen Übung.

Vom 2. August.

Santos. Das Eintreffen des Dampfers „Jose Wilson“ für die Fruchlexportgesellschaft in Santos haben wir bereits mitgeteilt. Diese Gesellschaft wird außerdem zwei weitere Dampfer für die Argentinafahrt chartern. Sie will nun auch Vergnügungsfahrten nach Argentinien einrichten, da die 3 gemieteten Dampfer viele Passagierkabinen besitzen, die ganz neuzeitlich ausgestattet sind. Das Billet 1. Klasse nach Argentinien und zurück wird 6 Monate Gültigkeit haben und nur 105 Milreis kosten. Vor Abreise des „Jose Wilson“ nach Buenos Aires, die schon Ende dieser oder Anfangs nächster Woche stattfindet, wird die Direktion der Gesellschaft den Behörden und der Presse auf dem Dampfer ein Bankett geben.

Campinas. In der Redaktion des Blattes „Cidade de Campinas“ wurde in der Nacht vom Sonntag auf den Montag eingebrochen. Den Dieben fiel etwas Nickelgeld in die Hände sowie ein Quittungsblock des Gerenten mit dessen Blankounterschriften. Die Polizei erfuhr durch einen früheren Typographen des Blattes, daß der Diebstahl von dem früheren Kassierer des Blattes, Antonio de Oliveira, und einem Bruder desselben ausgeführt wurde.

Vom 3. August.

Santos. Auf Veranlassung des Herrn Robert Dauschek, Gerent des Colyseu Santista, wird Mascagni am nächsten Dienstag in Santos mit seiner Opern-Gesellschaft eine Oper geben. Er hat hierfür die „Bohème“ gewählt.

Villa S. Bernardo. Gestern verstarb hier Frau Elise Prügner, die Gemahlin des Industriellen Herrn Carlos Prügner. Unser Beileid.

Campinas. Ein Schwarzer, Reginaldo genannt, stahl auf einer Fazenda Kaffee und verkaufte ihn an einen Geschäftsmann in Vallinhos. Die Polizei kam dahinter und verhaftete den Schwarzen. Der Eigentümer des gestohlenen Kaffees konnte noch nicht eruiert werden.

Jahu. Die Casa Allemã errichtet auch hier eine neue Filiale. Das Gebäude ist jetzt nahezu fertig und ist eines der schönsten in der ganzen Stadt.

Der Maurerstreik hat auch hier eingesetzt. Die Streikenden verlangen 8 stündige Arbeitszeit und Erhöhung des Lohnes.

Vom 4. August.

Sertãozinho. Zwei angesehene Familien wurden durch eine Eheirrung und Liebestragödie in Trauer versetzt. Im Hotel des Herrn Joaquim Dias Netto in Villa de Pontal übernachtete ein Herr José Dias gemeinsam mit einer Frau Maria Junqueira de

Mello Franco. Dies war am 28. Juli. Am andern Tage wollten sie zusammen abreisen. Früh 7 Uhr hörte nun der Besitzer Schüsse fallen; als er herbeieilte sah er die Frau mit der rauchenden Schußwaffe in der Hand im Eßzimmer stehen. Der Mann lag mit einer Wunde mitten im Herz sterbend auf dem Boden, ohne noch ein Wort der Aufklärung geben zu können.

S. Bernardo. Das Räuberunwesen wird unerträglich. Der Arbeiter Antonio Maria Filho, der bei S. Caetano ein Sitio besitzt, wurde kurz vor seinem Anwesen von Räubern angeschossen und seiner Barschaft beraubt. Mit einer Schußwunde in der rechten Brust wurde der Schwerverletzte ins allgemeine Krankenhaus nach S. Paulo gebracht.

Santos. Ein Soldat namens José Raymundo schoß sich gestern zwei Kugeln in den Kopf. Er wurde noch lebend von einem Kollegen aufgefunden und ins Krankenhaus geschafft, wo er mit dem Tode ringt.

Vom 5. August.

S. Bernardo. Der Landwirtschaftsinspektor Antonio de Melita wird am nächsten Montag nach S. Bernardo kommen, um die Gründung einer landwirtschaftlichen Genossenschaft vorzubereiten.

Campinas. Die Maurerbewegung im ganzen Staat S. Paulo hat auch hier zum Streik geführt. Die Maurer verlangen 15 Prozent Lohnerhöhung, die Tagelöhner einen Mindesttaglohn von 3 Milreis.

Die Firma Soares u. Irmão will die Fazenda Atibaia von den Erben des Herrn Leão Cerqueira ankaufen. Auf Veranlassung des Waisenrichters wurde die Fazenda auf 246 Contos geschätzt. Sachverständige waren die Herren Cicero de Moraes und Joaquim Egydio de Souza Aranha.

Vom 7. August.

Santos. Mit einem Kapital von 100 Contos, eingeteilt in 1000 Aktien zu 100 Milreis, wurde hier eine neue Kolonisationsgesellschaft gegründet, die Companhia Paulista de Terras e Colonização.

Amparo. Das zweijährige Söhnchen des Herrn Alexander Fender bekam einen geladenen Revolver in die Hand, der in einem Koffer aufbewahrt war. Die Waffe entlud sich. Das Kind wurde im Gesicht verletzt. Zum Glück ist die Verletzung nur leicht.

Vom 8. August.

Santos. Eine begrüßenswerte Neuerung trifft der Finanzminister in Rio. Er bat den Minister des Innern und der Justiz, sowie die Staatsregierung von S. Paulo, es möchten die Polizei und die Sanitätsbeamten in Santos angewiesen werden, sich mit den Zollbehörden über eine beschleunigte Abfertigung der Passagiere zu verständigen, damit diese, sobald der Dampfer am Kai anlegt, an Land gehen können. Zu diesem Zweck sollen die verschiedenen Behörden vor der Einfahrt in den Hafen gemeinsam an Bord gehen und gemeinsam mit ihrer Tätigkeit beginnen.

Barretos. Hier streiken seit 6. August alle Arbeiter. Sie verlangen die achtstündige Arbeitszeit. Auch bei den städtischen Bauten und sonstigen Anlagen ruht die Arbeit. Der Delegado trifft Vorbeugungsmaßregeln gegen eventuelle Ruhestörungen.

Sorocaba. Der Abendzug der Sorocabanabahn, der um 4 Uhr 25 hier abgeht, entgleiste in S. Roque. Es gelang nach mehrstündiger Verspätung den Zug wieder flott zu machen.

Faxina. Der Tenente Theodoro Pimentel hat den Staatsfiskus auf 100 Contos Schadenersatz verklagt, weil die Sorocabanalinie durch seine Fazenda Pilão de Agua gelegt worden ist. Der Prokurator Dr. Jorge Machado war in Faxina und nahm Zeugenverhöre vor, besichtigte die Fazenda und hörte Sachverständige. All das wegen eines Schröpfversuches!

Bundeshauptstadt.

Rio, Dienstag, den 1. August

— Unsere Gallomanen gebärden sich in der Marokkofrage französischer als die Franzosen selbst. In fast allen Blättern finden sich entrüstete Artikel oder Telegrammkommentare gegen Deutschland, die das arme Frankreich als von den brutalen Nachbarn mißhandelt hinstellen. Das „Jornal do Commercio“ hat sich wieder in längeren Ausführungen mit der Angelegenheit beschäftigt und sich dabei zu der Aeußerung verstiegen, wenn Pelletan nicht die Marine desorganisiert und André nicht geschlagen hätte, so würde Frankreich den Deutschen schon die Antwort geben, die ihnen gebührt. Der Haß macht bekanntlich blind, und da das „Jornal do Commercio“ für Deutschland eine besondere „Neigung“ besitzt, so ist es nicht verwunderlich, wenn es einen derartigen Blödsinn zum besten gibt. Jeder politische ABC-Schütz weiß, daß Frankreichs Schwäche nicht die Schuld zweier Männer ist, sondern zweier Systeme, des Regierungssystems der sogenannten Republik und des Zweikindersystems der Bevölkerung. Wo so regiert wird, wie in Frankreich, da müßte man auch einem schwächeren Gegner gegenüber, als Deutschland ist, hilflos dastehen. Und wo man die Geburtenzahl systematisch herabdrückt, da würde auch die beste Rüstung nicht die erforderliche Stoßkraft gewähren. Solange Frankreich keine starke und patriotische Regierung hat, solange es nicht die Politik des Volkes, sondern der Machthaber treibt, solange die Franzosen nicht an Zahl zunehmen, solange werden weder die Unterlassungen noch die Großtaten einzelner dem Lande aufhelfen. Das sollte sogar das „Jornal do Commercio“ wissen!

Ein anderes charakteristisches Geistesprodukt der Gallomanie veröffentlichte Affonso Lopes de Almeida in der „Imprensa“. „Land der Helden“ heißt die Ueberschrift. Der Leitartikler erzählt von den Kindern eines Leuchtturmwächters in der Bretagne, die in der Nacht nach dem Tode des Vaters das Blinkfeuer bedienen, während die Mutter bei der Leiche wacht. Er findet, daß zu solcher Tat nur Franzosen fähig seien. Herr Lopes de Almeida beweist mit dieser Behauptung nur, daß er von den Heldenmut, den Kinder aller europäischen Seefahrenden Nationen bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten bewiesen haben, keine Ahnung hat. Außerdem scheint er nicht zu wissen, daß gerade die Bretonen, unter denen sich die Szene abspielte, zu seinem Frankreich in schroffem Gegensatz stehen, ethnisch, physisch, intellektuell und moralisch. Aber das macht nichts, giebt ihm die Tat doch Anlaß zu schönen Phrasen. „Seit Jahrhunderten kommt aller Fortschritt aus Frankreich; alle großen Ideen treten dort zum ersten Male an die Öffentlichkeit, erst in Worten, dann in Taten; alle Ideale entstehen dort, entwickeln sich dort, breiten sich von dort über alle fünf Erdteile aus, unwiderstehlich mit sich fortreißend. Es giebt keine soziale Bewegung, keine politische Reform, keine geistige Eroberung, die nicht dort geplant, erörtert, gelöst, erprobt worden wäre, um nachher von den anderen Völkern angenommen und benutzt zu werden...“ Frankreich bekriegen ist ein Verbrechen an der Menschheit. Wir alle sind Franzosen, die ganze Welt ist französisch, die Geschichte der modernen Zivilisation beruht völlig auf der Geschichte des französischen Fortschritts usw.“ Der Artikel ist typisch für die Denkweise der großen Masse unserer Gebildeten und noch mehr der Halbgebildeten. Was sie wissen, haben sie aus Frankreich bezogen, und es fehlt ihnen jeder Maßstab und jede Urteilsmöglichkeiten für die wahren

hundert germanisch ist, daß nicht Frankreich führt, sondern Deutschland, England, die Vereinigten Staaten, Skandinavien, und zwar auf fast allen Gebieten menschlicher Betätigung, das ahnen sie nicht einmal. Diejenigen, die es wissen, behalten ihre Weisheit hübsch für sich, denn erstens macht das Bekenntnis einer vom Urteil der Masse abweichenden Meinung nur Feinde, und zweitens ist es vorteilhaft, den anderen überlegen zu sein. Und wir, in deren Interesse es läge, die öffentliche Meinung des Landes zuzustimmen, wir tun nichts dazu. Nicht einmal lumpige 40 oder 50.000 Mark bringt das große Deutschland auf, um an die liesige Presse unentgeltlich einen direkten Telegraphendienst zu liefern, der den systematischen Lügen und Verschweignungen der Agence Havas die Wahrheit entgegensezt. Was soll diese Summe bedeuten gegenüber den moralischen und materiellen Vorteilen, die aus der Aufklärung erwachsen? Allein in der Marokkofrage wäre der Gewinn dreimal so groß gewesen!

— Das Oberste Bundesgericht hat dem Afterkongreß von Rio de Janeiro das nachgesuchte „Habeas Corpus“ mit 6 gegen 5 Stimmen bewilligt. Das war nicht anders zu erwarten, nachdem der höchste Gerichtshof des Landes sich überhaupt nochmals auf die Frage eingelassen und den Staatspräsidenten um Informationen ersucht hatte. Die politische Parteiwut, die einige der Obergerichter beherrscht, ließ ein anderes Erkenntnis nicht zu. Dabei hat der Wortführer dieser Parteirichter, Herr Pedro Lessa, in seinen Ausführungen selbst gezeigt, daß im vorliegenden Falle „Habeas Corpus“ gar nicht bewilligt werden könne. Er sagte nämlich, daß das „Habeas Corpus“ eine Einrichtung zum Schutze der Bewegungsfreiheit sei, das es auch den Inhabern von politischen und administrativen Aemtern zu gewähren sei, wenn sie sich in der Ausübung ihres Rechtes oder Amtes behindert fühlen, „sofern diese Ansprüche klar, unbestreitbar und keinem Widerspruch“ ausgesetzt seien. Das aber gerade ist es, was auf die Backeristen-Versammlung von Rio de Janeiro zutrifft: ihre Berechtigung als Staatskongreß ist weder klar noch unbestreitbar noch unbestritten. Die Untersuchung in den Streit über die Berechtigung stand dem Obersten Bundesgericht nicht zu, sondern dem Kongreß, und der hat sie auch entschieden, der Senat schon vor Monaten, die Deputiertenkammer am Tage vor der Urteilsfällung des Gerichtshofes. Beide Häuser des Kongresses haben die andere Gesetzgebende Versammlung des Staates Rio als rechtmäßig erkannt. Da mußte das Gericht nach seiner eigenen Theorie sich bescheiden. Daß es anders gehandelt hat, beweist von neuem zur Evidenz, daß dort, wo das reine Recht und die lautere Gerechtigkeit thronen sollen, politische Parteiinteressen hausen.

— Mit seinem Besuche beehrte uns Herr Dr. Ernst Wagemann, Dozent der Nationalökonomie am Kolonialinstitut in Hamburg. Herr Dr. Wagemann liegt im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik Studien über unsere wirtschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen und über den Einfluß des Tropenklimas auf die Weissen sowie über die Lage der Kolonisten und Plantagenarbeiter im besonderen ob. Nachdem er hier seine Studien allgemeiner Natur beendet hat, wird er zunächst nach Bahia gehen und darauf den Staaten Espirito Santo, Minas Geraes und S. Paulo einen Besuch abstatten. Ob er auch nach den Südstaaten mit ihrem vielgemäßigten Klima gehen wird, ist noch unbestimmt.

Rio, Mittwoch, den 2. August

— Mit dem 1. d. M. hat die Deutsche Ueberseeische Bank (Banco Allemão Transatlantico) ihre

findet sich in der Rua Alfandega 11. Leiter der hiesigen Filiale ist Herr Direktor Paul Richarz, dem als Prokuristen die Herren William Engelhard, Heinrich Wiedemann und Emanuel Guerike zur Seite stehen. Die Bank, die über ein Kapital von 30 Millionen Mark verfügt, ist eine Gründung der größten Privatbank der Erde, der Deutschen Bank in Berlin, wo sich auch ihre Zentrale befindet. Die Deutsche Ueberseeische Bank arbeitet schon seit Jahren in Spanien, Argentinien, Uruguay, Chile, Bolivien und Peru, so daß die Ausdehnung ihrer Geschäfte auch auf Brasilien die natürliche Konsequenz war. Von südamerikanischen Ländern sind nummehr nur noch Ecuador, Columbien und Venezuela nicht in ihren Wirkungskreis einbegriffen (die drei Guayana kommen als europäische Kolonien nicht in Betracht). Wir haben schon seinerzeit, als wir die ersten Meldungen von der geplanten Geschäftseröffnung in Brasilien brachten, unserer Freude darüber Ausdruck gegeben, daß das deutsche Kapital, das bisher durch die Brasilianische Bank für Deutschland zwar vorzüglich, aber natürlich lange nicht in dem ihm zukommenden Umfange vertreten war, sondern hinter der Ausdehnung des englischen Bankwesens in Brasilien zurückstehen mußte, nummehr in größerem Maßstabe sich dem hiesigen Markte zuzuwenden beginnt. Gewinnbringende Anlagemöglichkeiten bietet Brasilien so viele, daß es auf lange Zeit noch Raum für alle hat. Wir wünschen daher dem neuen Bankinstitut eine gedeihliche Entwicklung zum Nutzen beider Länder.

— Wie es zu erwarten und ganz natürlich war, hat der Präsident des Staates Rio de Janeiro auf die Mitteilung, daß das Oberste Bundesgericht dem Pseudokongreß des Staates „Habeas Corpus“ bewilligt habe, geantwortet. Die Antwort verdient in ihrem vollen Wortlaute wiedergegeben zu werden. Er sagt: „In Erwiderung auf Ihr Schreiben von gestern, in dem Sie mir mitteilen, daß das Oberste Bundesgericht dem Dr. Modesto Alves Pereira de Mello und anderen, die behaupten, Deputierte zur Gesetzgebenden Versammlung des Staates zu sein und als solche Versammlungen in der Staatshauptstadt abhalten wollen, ein Habeas Corpus bewilligt habe, und in dem Sie mich ersuchen, die Regierung möge für die Ausführung jenes richterlichen Erkenntnisses Sorge tragen, beehre ich mich Ihnen zu erklären, daß die Staatsregierung die Gesetze und die öffentlichen Freiheiten aufrichtig achtet und ohne Unterschied allen im Fluminense Gebiet befindlichen Personen den Genuß und die Ausübung ihrer Rechte sichert, sowohl der persönlichen wie der politischen. Sie gibt jedoch nicht ihre Pflicht auf, die Ordnung gegen diejenigen zu verteidigen, die unter dem Vorwande, ungerechtfertigten Zwang zu erleiden, die Garantien der Gesetze ausbeuten und den richterlichen Schutz mißbrauchen, um eine Lage zu schaffen, die dem Anscheine nach ebenso klar und einfach, wie sie in ihren Absichten umstürzlerisch und verdammenswert, ordnungsstörend und verbrecherisch ist. Die Staatsregierung ist von ihrer Pflicht ganz durchdrungen. Sie achtet und schützt die Rechte, die die Verfassung den Bürgern überträgt, aber ihr Schutz wird niemals soweit gehen, daß der Mißbrauch der Verfassungsprivilegien in eine Gefahr für die öffentliche Ordnung ansarten kann und die Interessen der Gesellschaft bedroht, indem er die Leitung der Staatsangelegenheiten der Anarchie aussetzt. Indem die Regierung jene Garantien notwendig im Interesse der öffentlichen Ordnung beschränkt, die ihr im vorliegenden Falle bedroht erscheint, fühlt sie sich verpflichtet, nicht nur der Abhaltung anarchischer Versammlungen jeden Schutz zu versagen, sondern sie sogar zu verhindern, und zwar auf dem Wege friedlicher Mittel.

fassungskonflikt, der im Staate entstand, der einzigen Instanz unterbreitet ist, der seine Entscheidung zusteht. Außerdem hat die provisorische Lage, die durch das Dekret 8499 A der Exekutivgewalt des Bundes geschaffen wurde (die provisorische Anerkennung Dr. Oliveira Botelhos als Staatspräsident nämlich), die volle und formelle Zustimmung des Obersten Bundesgerichts gefunden, indem das Gericht ein Habeas Corpus, das denselben Antragstellern zu demselben Zwecke gewährt wurde, für undurchführbar erklärte, und zwar, weil es der Ansicht war, daß der Konflikt durch den Präsidenten der Republik kompetent gelöst worden wäre. Die Gesetzgebende Versammlung, die den Staatspräsidenten anerkannte und mit der Amtsübernahme desselben jene provisorische Lage einleitete, mit welcher sich das Oberste Bundesgericht in seiner Sitzung vom 11. Jänner einverstanden erklärte, hält ihre Sitzungen in normaler Weise ab. Es ist nicht zulässig, daß eine Gewalt, der die gesetzliche Würdigung eines durchaus politischen Falles (da es sich um gesetzgeberische Funktionen handelt) gar nicht zusteht, einer Gruppe von Bürgern Rechte verleiht, die unter dem Vorwande der Wahrung ihrer individuellen Rechte sich zur Gesetzgebenden Versammlung in der Staatshauptstadt aufwerfen wollen. Ich versichere Ihnen zum Schlusse nochmals, daß die Staatsregierung die öffentliche Ordnung schützen und nicht gestatten wird, daß gegen irgendwen Gewalttätigkeiten begangen werden.“ Das war die einzige Antwort, die Dr. Oliveira Botelho vernünftiger Weise auf die Entschließung des Obersten Bundesgerichtes geben konnte. Der Minister des Innern, der eine gleichlautende Mitteilung empfangen hatte, hat sich darauf beschränkt, den Empfang anzuzeigen und dem Gerichtspräsidenten seine persönliche Hochachtung auszudrücken. Er hat ja schon vor Monaten seine Ansicht über diese Habeas Corpus-Angelegenheit geäußert und hatte nicht nötig, sie zu wiederholen. Für das Ansehen des Gerichts ist das unüberlegte Urteil wieder ein harter Schlag, denn da den Gerichtsbehörden keinerlei Mittel zur Verfügung stehen, um ihre Beschlüsse gegen den Willen der Verwaltungsbehörden durchzusetzen, so erlebt die Welt von neuem das Schauspiel eines Konfliktes zwischen unserem höchsten Gericht einerseits und der Regierung und dem Kongreß anderseits, aus dem natürlich die beiden letzten als Sieger hervorgehen.

— Der „berühmte Admiral“ João Candido, ist, wie offiziell mitgeteilt wird, von seiner Krankheit genesen. Er ist aus dem Haupt-Militärlazareth wieder nach dem Gefängnis auf der Cobrainsel geschafft worden, wo er verbleiben soll, bis das Kriegsgericht gegen ihn verhandelt. Eine höchst merkwürdige Nachricht! Als João Candido in dem Verfahren gegen den Kommandanten des Seebataillons Marques da Rocha als Zeuge auftreten sollte, da wurde er plötzlich wahnsinnig und mußte ins Krankenhaus geschafft werden. Jetzt, wo Marques da Rocha freigesprochen ist, verfliegt der (übrigens niemals einwandfrei bewiesene Wahnsinn) wieder und João Candido ist vernunftsfähig! Wir haben hier immer die Ansicht vertreten, daß Marques da Rocha zwar formell als Kommandant, aber nicht persönlich als Anstifter für den Tod der gefangenen Meuterer auf der Cobrainsel verantwortlich sei. Aber angesichts dieser sonderbaren Krankheit des Hauptbelastungszeugen muß man zum mindesten annehmen, daß Herrn Rochas Kameraden und Richter ihn für schuldig hielten.

— In der gestrigen Sitzung der Deputiertenkammer beantragte Herr Soares dos Santos, für die Witwe Germano Haßloch's eine Pension von 600\$ monatlich auszuwerfen. Wie will man eine derartige Pension begründen? Ein Deputierter ist doch kein

Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Polyklinik in Wien.
ehem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am
portugiesischen Hospital.

Operateur und Frauenarzt

Rua Barão do Itapetininga N 4. S. Paulo
Von 1-3 Uhr. Telephon 1407.

meistens, denn sie beziehen riesige Diäten und tun nichts. Daß Hasslocher einer der wenigen waren, die etwas taten, gibt aber doch kein Recht, seiner Witwe eine Pension zu geben. Nur die völlige Verkennung des Wesens des Parlamentarismus kann zu solchen Anträgen führen.

In derselben Sitzung wurde der Antrag eingebracht, die beim Bau der Telegraphenlinie von Matto Grosso nach dem Acregebiet gestorbenen Offiziere und Beamten als im Kriege gefallen zu betrachten. Herr Aarão Reis erweiterte den Antrag dahin, daß so nicht nur die beim Bau jener Linie Umgekommenen angesehen werden sollten, sondern auch alle diejenigen, die bei der Erkundung und beim Bau von Telegraphenlinien, Bahnen und Straßen im noch nicht besiedelten Innern oder in notorisch ungesunden Gegenden ihr Leben ließen. Wenn man überhaupt eine derartige Bestimmung treffen will, dann ist natürlich der Antrag des Herrn Aarão Reis der richtige, denn es besteht kein Grund, gerade die Clique des Obersten Rondon zu bevorzugen, die nicht größere Gefahren und Entbehrungen zu bestehen hatte, als andere Expeditionen auch. Aber ist diese Gesetzgebung, die auf eine Erhöhung der Hinterbliebenen-Pensionen hinzieht, angesichts der Lage unserer Finanzen überhaupt zu rechtfertigen? Die Teilnehmer an jenen Expeditionen haben bekanntlich sehr hohe Bezüge erhalten, die gewissermaßen die Risikoprämie darstellen. Das hat der Kongreß offenbar übersehen.

— Baron Romano Avezzana, der italienische Gesandte in Rio, hat der Regierung mitgeteilt, daß die italienische Auswanderung nach Brasilien gleichfalls verboten würde, wenn die aus Italien kommenden Dampfer einer Quarantäne unterworfen würden.

— Ein gewisser Joaquim Pereira Soares trennte sich nach 12-jähriger Ehe vor etwa einem Jahre von seiner Frau Antonia de Jesus. Diese nahm mit drei Kindern eine Wohnung in der Rua dos Arcos. Eines davon, ein Mädchen, schickte sie zu einer Prostituierten als Dienerin und Eleve trotz der Gegenvorstellungen ihres Mannes. Gestern erwischte er sie obendrein mit einem fremden Mann. In einem unbewachten Augenblick stieß er ihr das Messer ins Herz. Er ließ sich dann ruhig verhaften.

Rio, Donnerstag, den 3. Aug.

— An der medizinischen Fakultät in Rio haben sich viele „Studierende“ mit falschen Zeugnissen für den Vorbereitungskurs immatrikuliert. Der Direktor Dr. Azevedo Sodré will sie von der Fakultät ausschließen und ist entschlossen, ihnen den Kurs nicht anzurechnen, den sie unberechtigtweise besuchten.

— Wie uns die Herren Behrend, Schmidt u. Co., Rua da Alfandega 46, mitteilen, ist die von uns am 27. v. M. gebrachte Nachricht, daß die Firma Bromberg u. Co. die Errichtung eines Elektrizitätswerkes mit der Munizipalkammer von Palmyra abgeschlossen habe, irrtümlich. Die Gründer der Companhia Luz e Força de Palmyra sind vielmehr die Herren Behrend, Schmidt u. Co. gewesen, die gegenwärtig auch das gesamte Material liefern. Die Firma vertritt hier die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, Berlin.

— Wie der Gouverneur von Sergipe, Dr. Rodri-

zum Gouverneur bzw. Vizegouverneur dieses Staates für die nächste Amtsperiode die Herren General José Siqueira de Menezes und Coronel Pedro Freire de Carvalho gewählt worden. Der Bundespräsident hat dem General Menezes telegraphisch zu der Wahl Glück gewünscht.

— Der Präfekt des Bundesdistrikts hat der Munizipalkammer mitgeteilt, daß er ihren Beschluß genehmigt habe, der ihm ermächtigt, den Bau und Betrieb eines Tunnels durch den Morro da Providencia in öffentlichem Wettbewerb zu vergeben. Es wäre wünschenswert, wenn der Präfekt den Bau so bald als möglich ausschreiben würde, denn mit diesem Tunnel wird einem dringenden Verkehrsbedürfnis abgeholfen werden. Es ist übrigens nett, daß man ein paar der Hügel, die Rio erst zu Rio machen, erhalten will und sie nicht samt und sonders wegrasiert, wie es eine Zeitlang den Anschein hatte.

— Eine scheußliche Mordtat hat sich in der Rua dos Arcos zugetragen. Der Portugiese Joaquim Pereira Soares hatte sich vor 13 Jahren mit seiner Landsmännin Antonia de Jesus verheiratet. Dieser Ehe waren 4 Kinder entsprossen, von denen das jüngste 4½ Jahre alt ist. Die Familie lebte lange recht glücklich, denn Joaquim verdiente gut und war ein fleißiger Arbeiter. Vor etwa 2 Jahren aber ergab er sich dem Trunke und begann auf Kosten seiner Frau zu leben, die ihren Unterhalt durch Waschen und Plätten verdiente. Da er sie und die Kinder ständig mißhandelte, so entschloß sich Antonia endlich, sich von ihm zu trennen. Sie bezog ein Zimmer in der Rua dos Arcos, war aber beständig seinen Verfolgungen ausgesetzt. Erst forderte er sie zur Rückkehr auf, dann, als das vergeblich blieb, wollte er durchaus seine 10jährige Tochter Maria heraushaben, um sie der Prostitution auszuliefern. Die Mutter verweigerte ihm das Kind natürlich. In seiner Trunkenheit hatte er schon abends den Revolver gegen seine Frau gerichtet, war aber von herzueilenden Hausbewohnern noch rechtzeitig entworfen worden. Dafür lauerte er ihr, mit einem Messer bewaffnet, am Morgen auf und stach sie, als sie mit dem Mädchen auf der Straße erschien, um sich zur Arbeit zu begeben, kaltblütig nieder. Die unglückliche Frau lebte nur noch wenige Minuten, denn der Stich hatte die Schlagader getroffen und die Lunge verletzt. Der Mörder wurde verhaftet.

— Einem religiösen Institut in Rio kamen 20 Contos abhanden. Die Affäre wurde in aller Güte und Freundschaft erledigt.

— Das Finanzministerium arbeitet ein öffentliches Ausschreiben für die Ausbeutung der Monazit-sande aus, die sich auf den Ländereien der Marine vorfinden.

Rio, Freitag, den 4. August.

— In der Finanzkommission des Bundessenates regte der Minister des Innern Rivadavia Correia die Steuererhöhung für Alkohol an. Wenn nur 10 Reis für den Liter mehr erhoben würden, gäben jährlich 3000 Contos mehr ein. Die Besteuerung des Alkohols sei in allen Ländern ein wertvolles Hilfsmittel zur Bekämpfung des Alkoholismus geworden.

— Die Telegramme, die Herr Gabriel Piza aus Paris an den Baron Rio Branco richtete und die vom „Diário de Notícias“ zuerst veröffentlicht wurden, haben folgenden Wortlaut. Das erste, vom 29. Juni, 1 Uhr nachmittags: „Rio Branco, Rio de Janeiro. (Vertraulich, dringend). Veranlaßt durch den gebieterischen Drang, eine Bürgerpflicht zu erfüllen, bitte ich Eure Excellenz um Erlaubnis, Ihnen zu sagen, daß die diplomatische Ernennung von X. wegen der Angelegenheit (gemeint ist der Legationssekretär Dr. Felix Bocayuva u. die Unterschla-

schon gestern als Erfindung hingestellt wurde) eine schwere Beleidigung der brasilianischen Moral und ein deutlicher Beweis Ihrer Schwäche ist. Gerade augenblicklich weilt X. in London, ohne meine Erlaubnis, in der Gewißheit, daß er angesichts Ihrer Schwäche alles darf. Diese Schwäche bringt die brasilianische Regierung in eine traurige Lage und setzt unseren Vertreter der Antipathie aus, nur um der egoistischen, unersättlichen und gefährlichen Dynastie zu gefallen, die den Präsidenten zu ihrer Marionette machen will. (Gemeint sind die Teffés). Ich sage das respektvoll (?) als Freund des Präsidenten, der ein tapferer Soldat, aber ohne politische Erfahrung, ein ehrlicher Mensch, aber einfachen Geistes ist, und dessen Name und moralische Autorität nicht durch unwürdige und eigennützige Freunde kompromittiert werden darf. Unsere Pflicht ist es, das Staatsoberhaupt zu beraten, damit es gut regiert und Unglücksfälle und Abgründe vermeidet, in die Sie mit Ihrer imperialistischen Politik ohne sein Wissen den verstorbenen Präsidenten Penna und die ganze brasilianische Nation stürzten, die Sie mit schweren und unerträglichen Schulden überlasteten und mit Schmach und Blut bedeckten. Bei dem Besuch, den ich Ihnen im Oktober abstattete, bemerkte ich, daß Ihre Intelligenz, stumpf geworden durch die Genüsse der Tafel und den übermäßigen Nikotinkonsum, sich in einem bedauerlichen und vorgeschrittenen Stadium des Verfalls befindet (!) Ich wurde daher durch ihr kindisches und leichtsinniges Benehmen, durch Ihre Verkennung meiner Gefühle und meines Charakters nicht überrascht. Wir haben elf Jahre zusammen gearbeitet. Sie haben entweder alles vergessen oder nichts gelernt. Ich habe zugestimmt, bis zur Ankunft des Beglaubigungsschreibens meines Nachfolgers zu warten, in der Annahme, daß es sich um wenige Tage handle, und um Zeit zu haben, die Anarchie von der Gesandtschaft, die sich jetzt in verhältnismässiger Ordnung befindet, fernzuhalten. Sie wissen trotz des intimen Zusammenlebens mit mir nicht, daß ich zu stolz bin, um die erniedrigende Lage zu ertragen, in die Ihr Vorgehen mich gebracht hat. Das war zu kühn, und Sie werden mir dafür büßen (?). Ihre Blindheit in Bezug auf einen alten Freund(?) zeigt, wie tief Sie unter dem landläufigsten Diplomaten stehen. Wegen Ihrer moralischen Minderwertigkeit können Sie nur Personen beurteilen, die auf einem sehr niedrigen Niveau stehen. Als guter Kartograph und Kenner unserer Grenzarbeiten, haben Sie in den Grenzstreitigkeiten ausgezeichnete Dienste geleistet. Aber Ihre völlige Unkenntnis geschichtlicher philosophischer und moralischer Synthese macht Sie unfähig, irgendwo die Politik zu leiten, besonders aber die einer so großen und edlen Nation wie der unsrigen. Nachdem ich die zerstörenden Folgen Ihres unheilvollen Einflusses auf die öffentlichen Angelegenheiten gesehen, empfinde ich mit patriotischer Freude Ihre wohlbedachten Kränkungen, um, der Regierung gegenüber frei geworden, mein Land von einem Minister des Aeußern zu befreien, der ein Intrigant, illoyal, hinterlistig, unwürdig, mißgünstig, ungerecht, unmoralisch, eifersüchtig, schmutzig und rachsüchtig ist. (Das genügt allerdings!) Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Sie das Ministeramt niederlegen werden, um zu vermeiden, daß Brasilien dem Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei seiner Diener zuschaut, zwischen dem Minister des Aeußern, einem Heuchler, Skeptiker, Verderber, Schwächling gegenüber den Schmeichlern und Verfolger der Würdigen, einem Manne, der Menschen zu seinen Legationssekretären ernennet, die er nach seinem eigenen Geständnis nicht befördern kann, und zwischen dem Gesandten Piza, einem Republikaner, Positivisten von tiefer Ueberzeugung,

er auf seiner Seite die Ordnung, die Gerechtigkeit und die Moral hat, ewige und unüberwindliche Kräfte.“

Nachdem das arme „verfolgte und ruhige“ Lamm seine Galle in diesem langen Ausbruch giftiger Wut ergossen, wartete es eine Stunde. Dann spie es noch den Bodensatz aus, indem es um 2 Uhr nachmittags folgendes Telegramm expedierte: „Wollen Sie wissen, wie weit ich gehen werde? Ich werde unserem Lande Ihre Verwerflichkeit in Verwaltung und Politik enthüllen, auf Grund Ihrer unverbesserlichen persönlichen Unmoralität und Ihrer bekannnten Gemeinheit.“

Am 4. Juli hatte sich, offenbar infolge der in Paris herrschenden aussergewöhnlichen Hitze, in dem treuen Diener des Vaterlandes neue Galle gesammelt. Er telegraphierte um 7 Uhr abends: „Ich wurde durch Ihr Telegramm vom 15. März beleidigt, aber ich antwortete edelmütig, als Gentleman und Patriot. Meine Belohnung war Ihr Telegramm vom 7. Mai, das sogar die Franzosen verletzte. Welch ekelerregender Typ von Mensch ist doch der Baron do Rio Branco! (!) Um Ihre Pflicht gegenüber dem ersten Legationssekretär nicht zu erfüllen, verstecken Sie sich hinter meinem verehrungswürdigen Freund, dem Senator Quintino Bocayuva. Um mir den Dolch kaltblütig in den Rücken stoßen zu können, verbergen Sie sich hinter dem Präsidenten der Republik, welcher Moral hat, die Rio Branco nie besaß. Obwohl er weiß, daß die Schuld bei ihm liegt, schiebt er sie auf andere. Er versteigt sich sogar dazu, Verdächtigungen gegen Abwesende zu erfinden. Er ist kein edler, höflicher und loyaler diplomatischer Chef. Er gleicht einem Banditenchef(!). Wer der Gegenstand des Holmes und Spottes seiner eigenen Sekretäre ist, kann die brasilianische Republik nicht repräsentieren. Um der Liebe zu unserem Vaterlande willen, das wir beide unermesslich lieben — Sie mit dem Egoismus und dem Hochmut eines, der das Vaterland als sein Eigentum und als Gegenstand seines Gebrauchs und seines Mißbrauches ansieht, und Piza, demütig (au!) und zartfühlend (au!), von unbesiegbarer Willenskraft, untadeligem Charakter, von nie schwaukender Festigkeit, ein ergebener Diener der höchsten, edelsten und menschlichsten Empfindungen (welch prächtiger, unvergleichlicher Mann!) — um jener Liebe willen bitte ich Sie zärtlich (?), sofort aus der Regierung auszusteigen, denn wenn Sie es nicht tun, werde ich meine Telegramme veröffentlichen und dem brasilianischen Volke die Augen öffnen, über die unwürdige und elende Stellung unseres Ministers des Aeußern, des ammassendsten, korruptesten, blindesten, unfähigsten, launenhaftesten und verderblichsten Leiters, den unsere auswärtige Politik je hatte.“

Eigentlich sollte niemand diese wüsten Schimpfeiren ernst nehmen, denn sie offenbaren zu deutlich, daß der Verfasser geistesgestört oder geistig senil ist. Herr Alvaro de Teffé jedoch, der Sekretär des Bundespräsidenten, ist anderer Ansicht. Er hat Herrn Piza die Stichelei auf die „Dynastie“ im ersten Telegramm übel genommen und hat dem Unglücklichen telegraphiert: „Ich habe dein infames Telegramm soeben gelesen, in dem du mich im Vertrauen auf die Entfernung feige beleidigst. Aber komme nur hierher, dann wirst du deine gemeinen Beleidigungen mit der Peitsche hinunterschlucken.“ Herr Alvaro de Teffé hat der Presse selbst Kenntnis von diesem Telegramm gegeben und hinzugefügt, daß er mit Ungeduld erwarte, daß Herr Piza ihn in die Hände gerate. Wir finden, daß Herr Teffé sich das Telegramm hätte sparen können. Proletenhafte Angriffe verlohnen sich nicht einmal der Mühe, zur Peitsche zu greifen!

In der Deputiertenkammer sprachen die Abge-

CASA LUCÍLLUS

Deutsche

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u Thee-Handlung

Caixa postal 240 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

ches über die Angelegenheit. Sie sprachen beide dem Baron do Rio Branco ihr Vertrauen und ihre Verehrung aus, natürlich in der üblichen überschwänglichen Weise, und erteten von allen Seiten lebhaften Beifall.

— Die Kais am Eingang der Avenida Central werden jetzt dem Betrieb übergeben. Der erste Dampfer, der dort anlegt, wird der deutsche Dampfer „Cap Vilano“ sein, an dessen Bord sich Lauro Müller und Jaurès befinden.

— In Nietheroy brach in der Zündholzfabrik der Firma „Fiat Lux“ (Marke Olho) eine Feuersbrunst aus, die einen großen Teil der Anlage zerstörte. Das Feuer entstand in einem Raume, in dem Zündhölzer bei erhöhter Temperatur zum Trocknen der Masse untergebracht werden. Dort waren die Arbeiter Arnaldo Gomes, Lucio Pereira und Antonio Fonseca beschäftigt. Als Arnaldo Gomes einen Rost mit Zündhölzern von der Trockenanlage wegnehmen wollte, entzündete sich der Inhalt aus unbekannter Ursache. Solche Selbstentzündungen waren schon öfters vorgekommen. Diesmal aber erfolgte sie mit einer derartigen Heftigkeit, daß der Arbeiter zu Boden geschleudert wurde. In jenem Raume war eine große Menge leichtentzündbarem Materials, denn die dort befindlichen Zündhölzer entsprachen dem Inhalt von 100 Büchsen zu 120 Paketen zu 10 Schachteln. Natürlich stand sofort alles in hellen Flammen. Der Machinist hatte die Geistesgegenwart, sofort den Dampf abzustellen, ebenso der Elektrizitätsarbeiter den Strom, sodaß wenigstens in dieser Hinsicht weiteres Unglück verhütet wurde. Die Panik unter den über 800 Arbeitern und Arbeiterinnen des Unternehmens war zunächst unbeschreiblich. Bald aber gewann die Ueberlegung die Oberhand, und die Arbeiter leisteten Hervorragendes an Bemühungen zur Eindämmung des Feuers. Bald war auch die Feuerwehr zur Stelle, die mit 3 Spritzen den Kampf aufnahm. Sie erhielt später Hilfe von den Matrosen des Kriegsschiffes „Tamandaré“. Es gelang, das Feuer auf eine Abteilung der Fabrik zu beschränken. Immerhin beläuft sich der entstandene Schaden auf 600 Contos, der durch keine Versicherung gedeckt ist. Doch hat die Firma trotzdem sofort telegraphisch neue Maschinen in Europa bestellt, sodaß die Störung des Betriebs nicht allzu lange andauern wird.

Rio, Sonnabend, den 5. August.

— Die Enthüllungen über die skandalösen Zustände in der Santa Casa de Misericordia, die wir vor allem der „Imprensa“ verdanken, haben jetzt in einem Schreiben des Ministers des Innern an die Finanzkommission des Senats teilweise eine amtliche Bestätigung erfahren. Zu jenen Behauptungen gehörte auch die, daß sich in dem Krankenhause an der Praia de Santa Luzia nicht weniger als 400 Schwindsüchtige befänden, die mitten unter den anderen Kranken behandelt würden und nicht nur eine ständige Ansteckungsgefahr für die übrigen bildeten, sondern nachweislich auch schon zu Ansteckungen geführt hätten. In seinem amtlichen Schreiben nun bestätigt der Minister jene Feststellung und bittet, von ihr ausgehend, die Finanzkommission, die Mittel zum Bau eines Schwindsüchtigenheims für 200 unheilbar Kranke und eines Sanatoriums für 100 heilbare zu bewilligen. Er veranschlagt die Banko-

kosten auf 1000 Contos. Diese Summen sollen durch einen Zuschlag auf die Alkoholsteuer aufgebracht werden. Eine Erhöhung der Steuer um 10 Reis pro Liter ergibt 3000 Contos im Jahre, also genug, um im Laufe der Zeit auch noch weitere Asyle zu bauen und zu unterhalten. Bemerkenswert ist in dem Schreiben des Ministers übrigens noch die Feststellung, daß der Kongreß im Jahre 1908 der Santa Casa den Betrag von 350 Contos zum Bau eines Schwindsüchtigenasyls in Cascadura bewilligte, daß aber dieses Asyl bis jetzt noch nicht eröffnet wurde. Nach allen den Vorfällen in der Verwaltung und dem Betrieb der Santa Casa darf man fragen: Ist überhaupt schon mit dem Bau begonnen worden?

— Das Oberste Militärgericht scheint entschlossen zu sein, das Verfahren gegen den früheren Kommandanten des Seebataillons, Fregattenkapitän Marques da Rocha, doch ernsthaft weiterzuführen. In seiner letzten Sitzung hat es nämlich angeordnet, daß eine neue Untersuchung eröffnet werde, um neue Zeugen zu vernehmen. Da ist João Candido doch etwas zu früh „genesen“, denn nun muß natürlich auch er verhört werden!

— Die vom Obersten Bundesgericht erwählte „Gesetzgebende Versammlung“ des Staates Rio de Janeiro hat beschlossen, ihre Sitzungen in Petropolis abzuhalten. Das ist verlorene Liebesmüh, denn die Staatshauptstadt ist nun einmal Nietheroy. Das Beste wäre, wenn die Herren gleich im Gebäude unseres höchsten Gerichtshofes in der Avenida Central tagten. — wegen des Wertes, den ihre Beschlüsse dort hätten! Bei dieser Gelegenheit sei anerkannt, daß die backeristischen Gesetzgeber wenigstens delikat genug waren, den Bundesrichter in Nietheroy nicht mit Gesuchen und Ausföhrung des „Habeas Corpus“ zu belästigen. Hätten sie das getan, so wäre Herr Octavio O'Kelly verpflichtet gewesen, die Bundesregierung um Entsendung von Truppen zur Garantie des Gerichtsbeschlusses zu ersuchen. Das hätte natürlich eine abermalige Desavonierung des Obersten Bundesgerichts zur Folge, denn die Regierung hätte die Truppen verweigert. In der gestrigen Kammersitzung wurde die Angelegenheit in dritter Lesung behandelt und erledigt. Die Deputierten nahmen den Senatsbeschluß, der Dr. Oliveira Botelho und die am Mittwoch eröffnete Gesetzgebende Versammlung als rechtmäßig anerkannt und die Bundesregierung beauftragt, ihnen den erforderlichen Schutz zu gewähren, durch Zuruf in unveränderter Fassung an. Das Gesetz wurde alsbald dem Bundespräsidenten zur Genehmigung und Veröffentlichung übermittelt und dürfte wohl schon im heutigen „Diario Official“ erscheinen. Damit ist die betrübliche Affäre hoffentlich endgültig erledigt.

Rio, Montag, den 7. Aug.

— Wie wenig Anstandsgefühl auch die sogenannte anständige Presse zuweilen besitzt, hat in voriger Woche das „Paiz“ bewiesen. Das Blatt besitzt auf der ersten Seite eine Abteilung „Actualidades“, in der meist Allegorien und Satiren mit Begleittext erscheinen. Dort veröffentlichte es zu Anfang der Woche das Porträt des Barons von Rinfães, eines reichen portugiesischen Kaufmannes und eifrigen Monarchistenführers, der an jenem Tage seinen Geburtstag feierte, mit einer langen Unterschrift, die die Verdienste des Barons gebührend hervorhob. Nun weiß alle Welt, daß der „Paiz“ hier der eifrigste Parteigänger der portugiesischen Republik, das Organ der portugiesischen Gesandtschaft und des Centro Republicano Portuguez ist. Die Veröffentlichung, die natürlich gegen gute Bezahlung erfolgte, wirkte also ebenso, wie wenn wir etwa das Porträt Ruy Barbosas mit einem unseren Ueberzeugungen zuwiderlaufenden Text bringen wollten. Aber nicht

derselben Rubrik ein Bild, das den Baron de Rinfães bei einer Trauerfeier für D. Maria Pia im Gespräch mit einem anderen Herrn darstellt, und dazu folgenden Text Baron de Rinfães: „Die hohe Frau hatte wirklich eine sehr königliche Haltung“. Der andere: „So, haben Sie die verstorbene Königin persönlich gekannt?“. Baron de Rinfães: „Nein, aber ich kannte sie gut vom Hörensagen, durch einen Vetter von mir, der sehr mit einem Küchengehülften des königlichen Hauses befreundet war.“ Nicht einmal die Revolverpresse pflegt Leute, die sie gegen entsprechende Bezahlung eben erst gelobt hatte, nach wenigen Tagen in solcher Weise anzupöbeln. Aber pöbelhaftes Benehmen und gemeine Gesinnung haben wir auch schon von anderen Blättern erlebt, die sich zu Verteidigern des Positivismus (lusitanischer Abart) und des Rondonismus aufwerfen!

— Die hiesige Firma Haupt u. Co. hat von der Marineverwaltung den Auftrag erhalten, die Kaserne des Seebataillons und die Offizierswohnungen auf der Cobraininsel, die nach der Beschießung während der Meuterei neu aufgebaut wurden, mit elektrischen Beleuchtungsanlagen zu versehen.

— Wir berichteten neulich von der empörenden Szene, die sich auf dem Hauptpostamt zwischen dem Postbeamten Mario Leite Borges und einer Dame zugetragen hat. Unsere Zweifel, ob der sich außerordentlicher Protektion erfreuende Beamte bestraft würde, haben sich erfreulicher Weise bestätigt. Nachdem die Untersuchung ergeben hat, daß Mario Borges die Dame tatsächlich geohrfeigt hat, ist er am Sonnabend entlassen worden. Die gegenwärtige Regierung scheint also wenigstens zuweilen das Recht über die Protektion zu setzen, was gegen früher immerhin schon ein erfreulicher Fortschritt ist.

— Die Verhandlungen über den Verkauf des Lloyd Brasileiro an einen englischen Konzern, die schon so weit gediehen waren, daß der Abschluß hätte erfolgen können, haben sich im letzten Augenblick zerschlagen. Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, ist der Grund dieses Mißerfolges darin zu suchen, daß eine sehr hochgestellte Persönlichkeit bei Herrn Buarque de Macedo erschien und ihm erklärte, den Verkauf unmöglich machen zu wollen, wenn ihr nicht 1000 bis 1500 Contos „Provision“ bezahlt würden. Daraufhin wurden von englischer Seite die Verhandlungen sofort abgebrochen. Diese Version erscheint durchaus glaubwürdig, denn der Lloyd Brasileiro ist von der Zustimmung der Regierung abhängig, die natürlich nur erteilt wird, wenn die politischen Drahtzieher nicht dagegen sind. Die Regierung hat die letzte Anleihe des Lloyd bei den Londoner Rothschilds garantiert und sich verpflichtet, die Subvention direkt dorthin zu zahlen. Außerdem schuldet das Unternehmen der Bank von Brasilien 20.000 Contos, es gehört also in Wirklichkeit gar nicht mehr den Aktionären, sondern den Gläubigern. Aus derselben Quelle erfuhren wir auch, weshalb wahrscheinlich die deutschen Schiffahrtsgesellschaften sich für den Kauf nicht interessierten. Solange der Lloyd Brasileiro subventioniert wird, solange wird es unter unseren politischen Verhältnissen nicht möglich sein, Disziplin in das Offizierkorps zu bringen. Jede Disziplinarmaßnahme scheitert an der Protektion einflußreicher Personen, mit denen es die Direktion nicht verderben darf. Daß unter solchen Umständen ein geregelter Betrieb überaus schwierig ist, leuchtet ein, und man kann es den deutschen Rhedereien nicht verdenken, wenn sie keine Lust haben, sich in dieses Wespennest zu setzen.

— Wie wir hören, wird demnächst hier in Rio eine Rhederei gegründet werden, die den Fracht- und Passagierverkehr nach den Nordhäfen aufneh-

men wird. Der Betrieb soll zunächst in kleinem Umfange erfolgen. An der Gründung ist auch deutsches Kapital beteiligt.

Rio, Dienstag, den 8. Aug.

— João Candido ist noch nicht, wie es der Admiralstab wünschte, auf die Cobraininsel zurückgebracht worden, sondern befindet sich noch immer im Haupt-Militärlazareth. Er leidet nicht an Geistesstörung, sondern an Beri-Beri, ist jedoch wieder vernunftfähig, wie der Umstand beweist, daß er bereits vor dem Kriegsgericht, das über sein Verhalten während der Meuterei des Seebataillons zu urteilen hat, erschienen ist. Die Verhandlung konnte aber nicht stattfinden, da die meisten Richter fehlten. João Candido wurde von der Station S. Francisco Xavier aus mit dem Vorortzuge unter militärischer Bedeckung nach der Stadt und ebenso wieder zurückgebracht. Vom Zentralbahnhof nach dem Marinearsenal wurde der Weg zu Fuß zurückgelegt. Eine große Menge Neugieriger folgte dem Zuge, bis er im Arsenal verschwand.

— Die Bundessparkasse, in der die Waisenrichter und Vormünder die Gelder ihrer Schutzbefohlenen deponieren müssen, ist von einer Gaunerbande um hohe Beträge geschädigt worden. Ein Rechtskonsulent, Roberto Henrique Iquierdo, setzte sich mit drei anderen Betrügnern, Roberto Guilherme Collaço, Mameel Fernandes und Guilherme de Souza Martins in Verbindung, um der Sparkasse durch gefälschte Papiere Waisengelder abschwindeln zu können. Er fälschte die Unterschrift der Waisen- und Nachlaßrichter und ließ auf diese Weise Anweisung ergehen, an seine Spießgesellen Gelder auszuzahlen: am 17. Januar 15:722\$300, am 9. März 10:000\$, am 12. März 25:842\$, am 20. April 3:512\$ und am 15. Juni 20:585\$. Dabei legte er seinen Kumpanen teilweise Namen von Personen bei, die irgendwelche Forderungen oder Rechtsstreitigkeiten bezüglich der betroffenen Nachlaßgelder hatten, und die Sparkasse zahlte anstandslos aus, nachdem die Unterschriften der angeblichen Gläubiger notariell beglaubigt waren. Die Notare aber nahmen sich, wie das ja bei uns üblich ist, nicht die Mühe, die Identität der in ihrem Bureau erscheinenden Personen festzustellen, sondern beglaubigten den Schwindlern jede Unterschrift, die sie ihnen vorlegten. Von den Gaunern wurde bislang einer, Roberto Collaço, festgenommen und in Isolierhaft gebracht. Natürlich ist die Sparkasse den Depositären gegenüber für die zu Unrecht ausgezahlten Summen haftbar, und sie ihrerseits hat wieder Regreßansprüche an die Notare, die falsche Unterschriften beglaubigten. Das kann einen Rattenkönig von Prozessen zur Folge haben.

— Der Indianerinspektor in Goyaz teilte der Zentralkommission in Rio mit, daß Cateté-Indianer in die Gummisammler-Niederlassung Triumpho, 60 Meilen diesseits des Rio Fresco, eingefallen seien, und daß die Gummisammler nach Conceição do Araguaia geeilt seien, um sich mit Waffen zu versehen und die Indianer zurückzutreiben. Er schloß mit der Bemerkung, daß es ihm unmöglich sei, augenblicklich den „unglücklichen Catetés“ zu Hilfe zu kommen, die vielleicht schon durch die nach Triumpho zurückkehrenden Gummisammler niedergemetzelt worden seien, und daß er die erforderlichen Maßnahmen durch die Indianerinspektion von Para zu treffen bitte. Die „Imprensa“ — wir zitieren mit Absicht bezüglich des Rondonisten-Schwindels jetzt immer lusobrazilianische Blätter — macht dazu folgende Bemerkungen: „Unglückliche Catetés ist nicht übel gesagt. Sie drängen in fremdes Eigentum ein, vertreiben die Bewohner, und wenn diese sich zu verteidigen suchen, dann... Wahrhaftig, wir sind schon mehr als sentimental geworden!“

Aus den Bundesstaaten.

Vom 2. August.

Minas. Gestern wurde in Bello Horizonte der Grundstein zur neuen medizinischen Fakultät gelegt.

Parana. In einem Vororte Curitybas, in Barbeirinha, erschoss ein gewisser Alberto Quartoroli aus privaten Ursachen einen gewissen Emilio David und flüchtete dann.

Parana. Im nächsten September findet in Curityba der dritte Geographische Kongreß für Brasilien statt. Hierzu sind seitens des Komitees bereits die Einladungen versandt worden, u. a. an den Staatspräsidenten, die Staatssekretäre, an alle Behörden, die geographisch-geologische Kommission, Unterrichtsanstalten, wissenschaftliche und literarische Vereine und Privatpersonen, die sich für geographische Fragen interessieren.

— In Palmas wurde gestern das Haus des Municipalpräfekten vollkommen eingäschert, auch Nachbarhäuser erlitten beträchtlichen Brandschaden.

— In Ponta Grossa wird eine große Drahtstift- und Stacheldrahtfabrik errichtet. Maschinen und sonstiges Material ist bereits bestellt.

Vom 3. August.

Minas. Zur Einweihung des neuen Schlachthofes mit Gefrieranstalt, den Herr Horacio de Lemos in Juiz de Fora errichtet, wird der Bundespräsident Marschall Hermes da Fonseca am 15. August dort eintreffen.

Parana. Die Herren Manuel Schamber und Dr. Alvaro Martins haben die Verträge, durch welche ihnen Eisenbahnen nach Sete Quedas und an die Mündung des Tibagy von Ponta Grossa aus konzessioniert wurden, nunmehr unterzeichnet. Ponta Grossa ist schon jetzt ein wichtiger Knotenpunkt für die Eisenbahnen in Parana und seine Bedeutung wird mit dem Bau der neuen Eisenbahnen ganz bedeutend steigen. Nach Sete Quedas und Paraguay läuft eine große Verkehrsstraße, trotz der bisherigen schlechten Straßen. Das Tibagytal ist zum großen Teile außerordentlich fruchtbar, weist umfangreiche Diamantfundstellen und große Waldungen auf. Von Norden her führt die Sorocabana an der rechten Seite des Paranapanema gleichfalls an die Mündung des Tibagy ihr Netz heran.

Rio Grande do Sul. Die Hafenarbeiten für Porto Alegre sind eine wenig ruhmreiche Erscheinung in der Entwicklung der brasilianischen Volkswirtschaft. Nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen hat eine neue Gesellschaft, die Compagnie Française du Port du Rio Grande do Sul, die Konzession erhalten und arbeitet bereits an den Bauten. Nun will diese Gesellschaft die Bedingungen, welche ihr bei Konzessionserteilung auferlegt waren, nicht erfüllen. Das Verkehrsministerium in Rio wies aber das Gesuch der Gesellschaft ab.

Vom 4. August.

Rio Grande do Sul. Großes Aufsehen erregt in Porto Alegre der Prozeß einer weit über 70 Jahre alten Dame gegen ihren früheren Sklaven. Sie ließ durch ihren Advokaten den Verkauf des Hauses in Menino Deus, Rua Treze de Maio Nr. 119 anfechten. Hierbei wird folgendes bekannt. Der Erwerber war ein Sklave ihres verstorbenen Ehemanns, eines höheren Beamten. Nach der Sklavenbefreiung kam eines Tages der Exsklave aus Rio zurück, suchte seine frühere Herrin wieder auf und lud sie ein bei ihm und seiner Familie zu wohnen. Sie war hiermit einverstanden und zog zu ihm. Tags darauf bat sie der Sklave bei der Hochzeit seiner Tochter als Madrinha zuwirken. Auch das tat sie. Nunmehr erschien bei ihr ein Notariatsgehilfe und legte ihr eine Urkunde zur Unterschrift vor. Erst später, nachdem sie das getan, wurde ihr klar gemacht, daß sie nunmehr ihr Anwesen um 7 Conto an ihren früheren Sklaven versilbert habe. Auch dieses Geld bekam sie nicht. La-

sie mußte sogar als Mitschuldnerin für die Uebergangsgebühren noch Geld von der Bank abheben. Nunmehr wird der falsche Käufer vom Strafrichter wegen Grundstücksschwindels zur Rechenschaft gezogen, denn die Verkäuferin war nicht nur über 70 Jahre alt, sondern sie war auch durch ihn in der Freiheit beschränkt.

Vom 5. August.

Bahia. Der Ingenieur Alexandre Goes hat der Stadtverwaltung von S. Salvador seine Vorschläge und Pläne für die Anlage von Avenuen und Viadukten zur Verschönerung der Stadt unterbreitet.

Pernambuco. Der Streik der Hafenbauarbeiter in Recife ist nunmehr glücklich beendet.

Parana. Das deutsche Konsulat in Curityba hat den Schul- und Kirchengemeinden im Staate Parana bekannt gegeben, daß die Direktion des Norddeutschen Lloyd sich entschlossen habe, für die Lehrer und die christlichen deutschen Gemeinden in Brasilien und Argentinien eine Fahrpreismäßigung von 30 Prozent ein für allemal festzusetzen, so daß fortan die lästigen Beantragungen der Preisermäßigung von Fall zu Fall erspart werden.

Santa Catharina. Die Zentralbahn, die Post, der subventionierte Lloyd Brasileiro machen die brasilianische Bundesregierung fortgesetzt vor aller Welt lächerlich. Wenn nicht auf der anderen Seite die energischen Sanierungsmaßnahmen, die Sparsamkeitspolitik des Marschalls Hermes und einiger seiner Mitarbeiter stünden, würde Brasilien bald alles Ansehen in der Welt verlieren. Nachstehender Fall, der durchaus nicht allein steht, zeigt die große Unfähigkeit der einheimischen in allen Wirtschaftszweigen dominierenden Politiker zum kaufmännischen Organisieren. Der Dampfer „Saturno“ des Lloyd Brasileiro, der vor einigen Tagen von Buenos Aires nach Florianopolis in See ging, entdeckte unterwegs, daß er keine Kohlen mehr habe und mußte schnell in den Hafen von Rio Grande einlaufen, damit er nicht zum „Spiel der Wellen“ werde. Unsere Leser mögen des Späßes halber einmal die Entfernungen von Buenos Aires nach Rio Grande und nach Florianopolis (früher Desterro) auf der Karte vergleichen. Welch ein Gaudium für die ausländischen Schiffahrtsgesellschaften.

Vom 7. August.

Minas. Die falschen 10 Milreisscheine wollen in Juiz de Fora nicht aus dem Verkehr verschwinden. Am 4. August wurde wiederum ein junger Italiener verhaftet. Er wollte einen falschen Schein einem Geschäftsmann in der Rua Halfeld aufhängen.

Vom 8. August.

Bahia. Die Ingenieure Abilio Moncorvo und Arthur Fraga entdeckten auf der Fazenda Poço de Antas bei Itaberaba Asbestlager und ließen ihr Recht der Priorität sofort registrieren. Das gleiche tat die Companhia de Manganez in Bahia, welche bei Pedras Pretas im Munizip Santo Antonio de Jesus auf ein Manganlager stieß.

Matto Grosso. Eine große ausländische Gesellschaft will zwischen Taquarussu und Rio Verde Viehzucht im allergrößten Maßstabe betreiben. Sie hat bereits 18 Fazenden durch ihren Vertreter Coronel Thimoteo Feijo angekauft. In dem weiten Gebiet sollen 30.000 Familien angesiedelt werden.

Santa Catharina. Die Arbeiten an dem Bau der Eisenbahnbrücke über den Rio Uruguay, der die Grenze zwischen Santa Catharina und Rio Grande do Sul bildet, schreiten rüstig vorwärts, und wenn sich die Direktion der S. Paulo—Rio Grande in ihren Unternehmungen nicht täuscht, soll sie schon in etwa 7 Monaten vollendet sein. Die Brücke ist ein bedeutendes Bauwerk, an dem zurzeit gegen 80 Arbeiter beschäftigt sind. Auf dem riograndenser Ufer des Uruguay ist eine großartige elektrische Lichtanlage geschaffen worden, sodaß ununterbrochen bei Tag und bei Nacht gearbeitet werden kann. Von 5 herzustellenden Viadukten sollen schon in den nächsten Tagen zwei dem Verkehr übergeben werden.

Telegramme der Woche

Deutschland.

— Die großen Kavallerie-Manöver bei Magdeburg, an welchen der Kaiser teilnehmen wollte, sind wegen der großen Hitze und des hierdurch hervorgerufenen Wassermangels abgesagt worden.

— Der Staatssekretär des Aeußern Kiderlen-Wächter läßt in einem halboffiziellen Communiqué mitteilen, daß die Führer der deutschen auswärtigen Politik das volle Vertrauen S. M. des deutschen Kaisers genießen. Die Verhandlungen mit Frankreich werden vom Geist der Versöhnlichkeit geleitet. Indessen sind noch zuviel Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, als daß ein baldiger Abschluß zu erwarten steht. Die deutsche Regierung wird nach wie vor über den Inhalt der Verhandlungen strenges Stillschweigen bewahren.

— Der deutsche Kaiser soll gelegentlich der Besprechungen in Swinemünde mit dem Reichskanzler und mit Kiderlen-Wächter geäußert haben: die Meinung mancher Franzosen, daß aus sentimental-prinzipiellen Gründen der Friede unter allen Umständen aufrecht erhalten werde, ist vollkommen irrig. Deutschland will zwar den Frieden, jedoch nur unter der Bedingung, daß Frankreich an Deutschland zufriedenstellende Konzessionen macht. In dieser Form dürfte die Aeußerung kaum gehalten sein.

— Die Meldungen französischer Blätter wie „Temps“ u. „Figaro“ über den Inhalt der deutsch-französischen Verhandlungen haben nur den Charakter privater Vermutungen. Materielle Grundlagen aus offiziellen oder offiziellen Quellen stehen diesen Zeitungen nicht zur Verfügung.

— Der Kommandant des deutschen Kreuzers „Berlin“, welcher vor Agadir ankert, wird von den Einwohnern in Agadir und Umgebung bestürmt, er möge sie unter deutschen Schutz nehmen. Der Kapitän erklärte wiederholt, daß er hierzu keine Erlaubnis habe.

— Der französische Sozialist Yvetot wurde vor einiger Zeit von der französischen Polizei wegen militärfeindlicher öffentlicher Reden verfolgt, er floh nach Deutschland, wurde aber hier ausgewiesen. In einem Interview gibt er nun seine Meinung über beide Länder bekannt. Preußen hat nach ihm liberalere Einrichtungen als Frankreich. In Preußen besteht volle öffentliche Redefreiheit, ohne polizeiliche Chancen, im Gegensatz zu Frankreich. Frankreich hat sogar englische und russische Sozialisten ausgewiesen, ehe diese öffentlich das Wort ergriffen haben.

— Ueber die Abteilung des Hauptmanns von Frankenberg, welche im nördlichen Teile von Südwestafrika, wahrscheinlich im Ovamboland operiert, fehlen jegliche Nachrichten. Die vor einigen Tagen erfolgten Meldungen über Niedermetzelung der Kolonne, oder eines Teiles derselben, fanden keine Bestätigung. Zur Aufklärung über den Verbleib der Abteilung entsandte der Gouverneur eine Expedition von zweihundert Mann mit Artillerie.

— Der Dampfer „Cap Blanco“ ist in der Elbe auf Grund geraten. Gefahr besteht nicht, man hofft ihn bei Flut mit eigener Maschinenkraft losbringen zu können.

— Die ständige wissenschaftliche Sektion der Friedenskonferenz im Haag, welche die Carnegie'sche Stiftung zu verwalten hat, tritt demnächst zu einer Beratung zusammen. Deutschland ist durch die Professoren Brentano und Schliemann vertreten. Zur Beratung steht der Bau des Friedenspalastes.

— Trotz der Zurückhaltung der Regierung bestätigt die Berliner Presse, daß Deutschland zurückgewichen sei und sich mit dem Hinterland des französischen Kongo begnüge. Die „Hamburger Nachrichten“, ein führendes alldeutsches Organ, bringen die gleiche Meldung. Sie fügen bei, Deutschland habe wieder einmal nachgegeben soweit es konnte, jedoch sei sein Ansehen und seine Ehre nicht im Spiel, da es sich nur um ein Geschäft gehandelt habe.

— Eine Diebesbande wurde in Berlin bei einem Einbruch erwischt. Sie setzte sich gegen die herbeieilende Polizei zur Wehr. Es wurden Schüsse gewechselt. Ein Polizist blieb tot. Ein Einbrecher sah den Weg zur Flucht versperrt und erschoss sich selbst.

— Die deutsche Regierung gibt durch die Presse in kategorischer Weise bekannt, daß sie keinerlei Präensionen auf den Erwerb portugiesischen oder belgischen Besitzes auf dem afrikanischen Kontinent habe und weise mit aller Entschiedenheit die dem Deutschen Reiche angedichteten Erwerbsgelüste zurück.

— Auf die Denunziation einer Frau hin veranlaßte die Berliner Polizei in Rhaidt die Festnahme von 20 Individuen unter dem Verdacht, einen bedeutenden Juwelendiebstahl ausgeübt zu haben. Nach dem polizeilichen Verhör, das keinerlei Grund für die erhobenen Anschuldigungen erbrachte, wurden die Gefangenen in Freiheit gesetzt.

— Der Kieler Turner R. Pasemann gewann in England die Meisterschaft von Großbritannien im Stabhochsprung. Er schlug mit einem Sprung von 3,92 Metern den Weltrekord.

— Die Gemahlin des deutschen Botschafters in Konstantinopel Freifrau Marschall von Bieberstein wurde in München bei einem Automobilunglück schwer verletzt.

— Edison, der berühmte amerikanische Erfinder, wird in der nächsten Zeit nach Berlin kommen. Da Industrie und Handel ihren Hauptsitz nicht mehr in England, sondern in Deutschland haben, will er den Sitz der Zentraldirektion der Edisongesellschaft von London nach Berlin verlegen.

— Das „Berliner Tageblatt“ schickte einen Reporter zum mexikanischen Expräsidenten Porfirio Diaz, der sich zur Kur in Luzern aufhält. Diaz erklärte, daß er nur deswegen abgedankt habe, weil sonst fremde Mächte in Mexiko interveniert hätten. Aus Patriotismus habe er daher durch seine Tat den Frieden hergestellt und dadurch die Intervention vereitelt.

— Prinz Eitel Friedrich ist nach einer Meldung als Leutnant zur See dem Kreuzer „Viktoria Luise“ zugeteilt worden. Der Prinz begleitet zurzeit in der Landarmee einen höher stehenden Posten.

— Seit Mai streikten die Hafenarbeiter von Sonderburg (Schleswig-Holstein). Gestern wurde endlich die Arbeit wieder aufgenommen.

— In Bremen wurde schon wieder ein englischer Spion verhaftet.

— Die Verhandlungen wegen Marokko stehen wieder still. Joch heißt es, besteht kein Anlaß zu Besorgnissen; nur sei es sehr schwer, mit den Einzelheiten ins Reine zu kommen.

— Die Magdeburgische Zeitung veröffentlicht einen aufsehenerregenden Geheimvertrag zwischen Frankreich und Marokko, der dem zwischen Frankreich und Tunis nachgebildet ist. Die Agence Havas bezeichnet diesen Vertrag als falsch.

— Die Nachricht, daß die Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich ins Stocken geraten sind, bestätigt sich. In den gut orientierten Berliner und Pariser Kreisen wird zugegeben, daß eine Einigung über die beiderseitigen Zugeständnisse im einzelnen noch nicht zu erreichen war und daß noch viel Zeit vergehen wird, bis das der Fall ist.

Oesterreich-Ungarn.

— Die Zahl der gesamten im Hafen von Triest beobachteten Cholerafälle belief sich auf neun.

— Kaiser Franz Josef schickte 20.000 Kronen, die Regierung 6000 Kronen für die Opfer des Brandunglücks in Konstantinopel.

— Große Sensation erregt in politischen Kreisen eine Rede, die der österreichische Reichsratspräsident in Salzburg gehalten hat, in welcher er gegen das britische Reich loszieht und die Vereinigung Oesterreich-Ungarns, Frankreichs und Italiens zur Bekämpfung des drückenden politischen Uebergewichtes der Engländer anempfiehlt.

— Aus Triest werden zwei neue Choleraerkrankungen gemeldet.

— Im ungarischen Abgeordnetenhaus zu Budapest kam es am 3. August zu heftigen Szenen, ja sogar zu Schlägereien. Am 4. faßte die Kammer den Beschluß, daß die Abgeordneten Pozcazy, Vater und Sohn, welche sich besonders hervorgetan hatten, sich vor dem Hause zu entschuldigen hätten.

Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schäler Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die billigste Vereinfachung der erforderlichen Kaffee-Aufbereitungs-Maschinen dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36.

1359

Italien.

— Die gestern bereits gemeldete Anbiederung der italienischen Presse an Brasilien kommt in den neuesten Meldungen schärfer zum Ausdruck. In Buenos Aires hatte der Präsident der „Patria degli Italiani“ ein Interview mit einem italienischen Journalisten, in welchem Brasilien schlecht wegkam. „Giornale d'Italia“ nimmt sich nun die Mühe, Brasilien gegen Argentinien zu verteidigen und in der Cholerafrage auszuspielen. Auch der „Messaggero“ rühmt den Fortschritt und die günstigen Wirtschaftsverhältnisse Brasiliens, um Argentinien zu ärgern. Der Ministerpräsident Giolitti hat in einem Zirkular an alle Bürgermeister die Ausstellung von Auswandererpässen für Argentinien verboten. Ca. 60.000 Emigranten werden davon betroffen, womit die argentinische Weizenernte in Frage gestellt werden soll. Der argentinische Gesandte beim Quirinal Epifanio Portela hatte mit dem Unterstaatssekretär des Aeußern in Rom dem Fürsten Pietro Lanza di Scalea Konferenzen ohne wesentliches Ergebnis. Die Nachricht, daß Brasilien sich ebenso energisch wie Argentinien gegen die Einfuhr der Cholera durch italienische Emigranten schützen will, wirkte wie ein kalter Wasserstrahl.

— Die italienische Regierung hat nach einer Meldung des „Giornale d'Italia“ der Republik Uruguay wissen lassen, daß auch die Auswanderung nach Uruguay verboten würde, wenn dieser Staat die Sanitätsmaßregeln Argentinien nachahmen würde.

— Die Weizenernte in Italien ist heuer außergewöhnlich reichlich ausgefallen. Sie wird auf 5.335.000 Quintals geschätzt, was einer Steigerung von 1.360.000 Quintals gegen das Vorjahr gleichkommt.

— In Genua erklärte der Direktor der „Patria degli Italiani“, Basilio Cittadini, der nächstens nach Buenos Aires zurückkehrt, in einem Interview, daß nicht die gegenwärtige argentinische Regierung die Schuld am Konflikt trage, denn sie sei italienerfreundlich. Der frühere Präsident Alcora sei es gewesen, der Argentinien auf eine falsche Bahn gedrängt habe, der auch die Schuld trage am jetzigen Streit.

— Die italienischen Landarbeiter versuchen heimlich über die Grenzen zu entweichen, um nach Argentinien kommen zu können. Die Polizei führt jedoch mit rücksichtsloser Strenge das Auswanderungsverbot durch. Die Emigranten werden in den Häfen und an den Grenzorten abgefaßt und auf Staatskosten heimtransportiert. Auch die Familien der Landarbeiter, die um ihren Verdienst gekommen sind, erhalten von Staats wegen Zusage.

— Das Sozialistenorgan „Avanti“ bringt aus der Feder von Alceste de Ambris einen Artikel, in dem es heißt: Der Reichtum Argentinien ist nur scheinbar, solange die fruchtbaren Ländereien nicht durch die Arbeit zur Produktion gelangen. All die Bodenschätze verlieren ihren Wert, wenn ihnen der fleißige Arm des Kolonisten fehlt. Der Regenmangel, die Heuschreckenplage und andere Schäden müssen Argentinien die Augen öffnen, so daß es einsieht, welche schwere wirtschaftliche Krisis ihm droht, wenn obendrein die Ernte noch wegfällt.

Frankreich.

— Die französische Presse erhält über die Verhandlungen mit Deutschland keine Informationen mehr.

— Die außerordentliche Hitze in Frankreich hält an. In Paris herrscht Wassermangel.

— In Südfrankreich, in der Stadt Moissac, sind Choleraerkrankungen vorgekommen.

— Unter Reserve berichtet „Le Matin“, in Nancy wären 6 deutsche Soldaten von den französischen Behörden festgenommen worden, die die Grenze überschritten und auf französischem Gebiet Telegraphenpfosten und -Drähte beschädigt hätten. Dem Minister des Innern ist keinerlei dies bezügliche Benachrichtigung gemacht worden.

— Im Wagram-Saal in Paris fanden große Arbeiterdemonstrationen gegen die beständigen Aufreizungen zum Krieg statt.

— Die Pariser Presse zeigt sich über die Art der bevorstehenden Lösung der Marokkokrise sehr befriedigt. Die Kriegsrüstungen im Osten dauern fort. Nach Belfort und Verdun werden enorme Mengen von Kriegsmaterial und Munition gebracht. Die Lasten für die Kriegsvorbereitung sind schon sehr beträchtlich. Zahlen werden natürlich nicht bekanntgegeben. Man dürfte mit der Schätzung von 200 Millionen Franken nicht zu hoch greifen.

England.

— Die von der „Lamport-Linie“ bei der Werkmann-Clark-Werft in Belfast in Auftrag gegebenen drei neuen Dampfer für den Süd-Amerika-Dienst sollen mit Doppelschrauben ausgerüstet werden. Außer den erforderlichen Räumlichkeiten für Passagiere 2. und 3. Klasse werden sie für 250 Kajütpassagiere Platz haben. Sie werden mit den modernsten Einrichtungen zum Frucht- und Gefriertransport ausgerüstet. „Van Dick“, derselben Linie gehörig, sieht seiner Vollendung entgegen und soll seine regelmäßigen Reisen bereits am 5. Oktober mit der Route Rio, Montevideo, Buenos Aires, Southampton aufnehmen.

— Aus Captown wird telegraphiert, daß es gelungen ist, ein Mittel zu entdecken, durch welches das Vieh gegen die an der ganzen afrikanischen Ostküste herrschende Seuche

— 6000 Dockarbeiter sind in London in Ausstand getreten. Man befürchtet einen Generalstreik.

— Aus Teheran wird gemeldet, daß die russische und die englische Botschaften der persischen Regierung eine Note übermittelten, in der sie anerkennen, daß Mohamed Ali-Mirza seine Pensionsberechtigung verloren habe, daß sie jedoch keinesfalls in Sachen der revolutionären Bewegung intervenieren könnten.

— Einem Londoner Telegramm zufolge ist es gestern dem bei der Einfahrt in den Hamburger Hafen aufgelaufenen „Cap Blanco“ gelungen, loszukommen.

— Gestern haben sämtliche Arbeiter der Londoner Werften die Arbeit niedergelegt. Die Lage scheint sich ernster zu gestalten, als vorausgesehen, zumal angenommen wird, daß sich die Angestellten des Fleischgewerbes und die Eisenbahnbeamten mit den Ausländern solidarisch erklären werden. Jedenfalls wird der Schiffsfahrtsdienst vollständig paralysiert, wodurch namentlich die Gesellschaften Ocean Steamship, Blue Funnel, Nelson und Wilson betroffen würden.

— Der Luftschiffer Gerard Napsier, der in Bristol in Begleitung eines Passagiers mit seinem Zweidecker aufgestiegen war, verunglückte in der Nähe von Brooklands, indem der Apparat durch Versagen des Motors aus bedeutender Höhe niederstürzte. Napsier blieb auf der Stelle tot; der Passagier kam mit dem Leben davon.

— Ueber die Verhandlungen betreffs der Vorfälle in Agadir berichtet der Telegraph, daß den vorherigen trüben Aussichten, die die englische Presse ungerechtfertigter Weise eröffnet hatte, eine optimistische Auffassung der Sachlage gefolgt ist, die ebenso wenig am Platze ist. Die beiden in Frage kommenden Mächte beschäftigen sich noch immer mit ihren Vorstudien zu gegenseitigen endgültigen Vorschlägen zu gemeinsamer Einigung.

— Der neue französisch-nordamerikanische Schiedsgerichtsvertrag stimmt bis auf geringe Einzelheiten mit dem englisch-amerikanischen überein.

— Der Transport- und Hafenarbeiterverband beschloß, im Streik solange zu verharren, bis alle Forderungen der Arbeiter erfüllt seien. Sie begnügen sich nicht mit einem für die Dockarbeiter günstigen Schiedsspruch. Der Streik nimmt immer größere Ausdehnung an. Die Schiffe in Southampton, die gewaltige Mengen gefrorener Hammel, Gefrierfleisch aus Argentinien und Australien, Butter und Eier an Bord haben, können nicht ausladen. Die Lebensmittelpreise beginnen anzuziehen.

— Aus London wird berichtet, daß die streikenden Dockarbeiter in Trafalgar Square mit großem Jubel den Schiedsrichterspruch aufgenommen haben, durch den ihnen die geforderte Lohnzulage zugestanden worden ist.

Rußland.

— Petersburger Nachrichten zufolge, dürfte die heurige Ernte kaum die Hälfte der vorjährigen erreichen.

Portugal.

— Ein englisches Syndikat, welches über 500.000 Lstrl. verfügt, machte der portugiesischen Regierung das Angebot, in Cintra ein großes Kasino zu bauen, und das Strafgewand in ein großes Sanatorium umzuwandeln. Hiergegen will das Konsortium jährlich bis zu 200 arme Kranke kostenlos aufnehmen. Der Vorschlag kommt nächstens zur Kenntnis der Kammer.

— Soldaten des 17. Infanterieregiments bereiten eine Demonstration gegen ihren Kommandeur vor.

— Im benachbarten spanischen Pondevedra entdeckte man in einem Weinkeller große Mengen Kriegsmaterial, das nach Portugal geschmuggelt werden sollte. Zwischen Polizei und Schmugglern kam es zu einem heftigen Kampf mit Revolvern und Dolchen. 2 Schmuggler wurden getötet, 6 verwundet und die übrigen gefangen. Auch 4 Polizeisoldaten wurden schwer verwundet.

Türkei.

— Die englischen Zeitungen wissen zu melden, daß unter den türkischen Truppen in Albanien die Cholera in erschreckender Weise um sich greift.

Der frühere Minister des Aeußeren Rifiati Pa-

scha ist für den Botschafterposten in Paris ausersehen.

— Die Bedingung der Malissoren in Albanien für Unterwerfung: schriftliche Garantien der Amnestie etc. zu erhalten, ist von der türkischen Regierung angenommen worden.

— Sorgut-Pascha hat das Oberkommando der türkischen Truppen im arabischen Aufstandsgebiet übernommen. Er hat bedeutende Verstärkungen in Yemen gelandet. 3000 Mann nahmen die von den Aufständischen besetzte Stadt Hodeida.

— Die Regierung hat ihrem Vertreter in Cetinje die Bedingungen mitgeteilt, auf deren Basis ein Friedensschluß mit den aufständischen Malissoren-Stämmen zu vereinbaren wäre. Die auf montenegrinisches Gebiet geflüchteten aufständischen Albanesen weigern sich, das Land zu verlassen, solange sie nicht eine direkte Landesverweisung vom König Nikolaus bekommen. Die ottomanische Regierung erklärt, daß die Friedensvorschläge bis spätestens zum 3. d. gültig sein sollen und hat gleichzeitig die montenegrinische Regierung in Kenntnis gesetzt, daß falls die Aufständischen auf dortigem Gebiet fernerhin Aufnahme finden, die türkischen Truppen sie zur Grenze verfolgen würden.

Vereinigte Staaten.

— Die Standard Oil Company hat sich auf Grund des oberstrichterlichen Urteils aufgelöst. Es werden 33 einzelne Gesellschaften gebildet, die sich zu einem Trust vereinigen. Die neuen Gesellschaften beginnen ihre Tätigkeit am 1. Oktober.

— Der Präsident von Haiti, General Simon, ist von den Revolutionären zur Abdankung gezwungen worden und verläßt binnen 3 Tagen das Land.

— Nachdem schon der Kongreß in Washington die zollfreie Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte in Nordamerika beschlossen hat, ist das betr. Gesetz auch vom Senat gebilligt worden. Der Fleischzoll bleibt jedoch für Länder, welche gewisse nordamerikanische Waren besteuern, aufrecht erhalten.

— In Nordkarolina herrscht außerordentliche Trockenheit. 152 Spinnereien und Webereien mußten wegen Wassermangels den Betrieb einstellen.

— Aus Mexiko werden Streikunruhen gemeldet. Die Minenarbeiter von Esperanza stießen in El Oro mit Truppen zusammen. 9 Streikende wurden erschossen, 30 verwundet.

— Präsident William Taft hat dem japanischen Admiral Togo zu Ehren ein Bankett gegeben, bei welcher Gelegenheit er eine Rede hielt, die in dem Wunsche ausklang, Japan möge gleich England und Frankreich mit Nordamerika einen Schiedsgerichtsvertrag schließen.

— Einen Flug zwischen New York und Philadelphia bewerkstelligte der Luftschiffer Beadrey in 2 Stunden. Die Reise brachte eine Prämie von 5000 Dollar ein.

— Die Straßenbahnangestellten der Brooklyn and Coney Island Cy. Ltd. verlangen von der Direktion höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit. Als das Direktorium diese Forderungen ablehnte, begannen sie den Streik. Obwohl die Wagen unter dem Schutze der Polizei weiter verkehrten, eröffneten die Streikenden ein Steinbombardement gegen sie. Auch zerschnitten sie die elektrischen Leitungen. Es gab mehr als zwanzig Verwundete bei diesen Zusammenstößen zwischen Polizei und Streikenden.

— Aus New Orleans kommt die Nachricht, daß die neu errichtete Pan American Mail-Linie zwischen Nord- und Südamerika den regelmäßigen Dampferdienst noch in diesem Jahr aufnehmen wird.

Argentinien.

— Das Verbot der italienischen Auswanderung nach Argentinien erweckt in Buenos Aires und im ganzen Lande großes Aufsehen. Die Regierung beharrt bei den Schutzmaßregeln wegen der Cholera. Die spanisch-argentinische Presse und die öffentliche Meinung steht auf Seiten der argentinischen Regierung. Die italienische Presse in Argentinien greift sie an.

Es steht das Gerücht, daß die italienische Regierung



— Ein großer hygienischer Fortschritt muß in der Art erblickt werden, wie Knorr in Heilbronn seine Maccaroni fabriziert. Es geschieht nämlich von A bis Z automatisch. Die Trocknung vollzieht sich mit frischer Luft in einem Tag. Daß solche Maccaroni besonders gut schmecken, liegt auf der Hand. Die populärste sind Knorr's Hahn-Maccaroni.

dem argentinischen Gesandten seine Pässe zugestellt hat. Bestätigung fehlt noch.

— Die Ausfuhr von Weizen nach Brasilien beläuft sich seit Januar 1911 auf 195.000 Tonnen. Die brasilianische Zollerhöhung auf argentinisches Mehl hat auf die Mehleinfuhr nach Brasilien keine schädliche Wirkung ausgeübt.

— Gegen die Erhöhung des Maielexportzollens fanden im Lande große Protestkundgebungen statt. An einer Protestversammlung in Cordoba nahmen ca. 15.000 Personen teil.

— In ganz Argentinien wüten heftige Stürme. Die Telegraphenleitungen sind zum Teil unterbrochen; verschiedene Eisenbahnlinien überschwemmt.

— Buenos Aires ist von neuem von heftigen Unwettern heimgesucht worden. Ganze Stadtteile wurden unter Wasser gesetzt; an vielen Stellen erreichte der Wasserstand eine Höhe von über 1 Meter. Der angerichtete Materialschaden ist enorm, auch Menschenleben sind zu beklagen.

— Ein erschütternder Unglücksfall wird aus Mendoza berichtet. Bei der Heimkehr von der Trauungsfeierlichkeit passierte ein Hochzeitszug eine Landstraße, an der zwei Arbeiter mit dem Fällen eines Baumes beschäftigt waren. Unverhofft fiel der Waldriese und stürzte auf das Gefährt, in dem sich das junge Ehepaar befand, zertrümmerte das Gefährt und tötete beide Insassen auf der Stelle.

Chile.

— In Santiago haben beleidigende Artikel, die der Professor Weste Heuseffer (?) in Berliner Blättern über chilenische Verhältnisse veröffentlicht hat, einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Die Kongregation der medizinischen Fakultät in Santiago, an welcher der Professor als Lehrer der Anatomie gewirkt hat, vermerkte in ihrem letzten Versammlungsprotokoll eine energische Protestrede.

Paraguay.

— Ueber Buenos Aires eingetroffene Telegramme berichten, daß am 1. ds. das in der paraguay'schen Hauptstadt Asuncion garnisonierende Artillerie-Regiment rebelliert hat. In einer an den Präsidenten der Republik Liberato Rojas gerichteten Zustellung fordern die Offiziere des Regiments die Reorganisation des ministeriellen Kabinetts und die Entlassung sämtlicher jetzigen Minister. Das Regiment, welches unter der Aegide des höheren Munizipalintendanten von Asuncion stehen soll, hat sich in seiner Garnison verschanzt und harret der Dinge, die da kommen sollen. Neueren Nachrichten zufolge ist der Präsident der Republik mit den Aufständischen in Unterhandlungen getreten, und wäre ein befriedigender Abschluß der heiklen Affäre bevorstehend.

— Aus Asuncion eingetroffene neue Nachrichten schildern die politische Lage als äußerst kritisch. Das revoltierte Artillerieregiment unter Leitung des Ex-Munizipalintendanten Eduardo Schoerer beharrt in seiner feindseligen Haltung der Regierung gegenüber. Sämtliche Truppen stehen in ihren Quartieren in Bereitschaft. Der Handel hat in Befürchtung ernster Vorkommnisse geschlossen.

— Ueber Formosa und Bouvier kommende Telegramme berichten, daß der interimistische Präsident der Republik, Liberato Rojas, fest entschlossen ist, dem revoltierenden Artillerieregiment allen Widerstand entgegenzusetzen und daß er keinen der Minister entlassen werde, da das ganze Kabinett sein volles Vertrauen genieße.

— Es verlautet, daß ein blutiger Zusammenstoß zwischen aufständischen und regierungstreuen Truppen nahe bevorsteht. Voraussichtlich wird der Präsident den Belagerungszustand über die Hauptstadt verhängen.

Uruguay.

— Im ganzen uruguayischen Gebiet haben fürchterliche Stürme getobt. Am 1. d. M. vermochten die in Montevideo erwarteten Dampfer infolge der stürmischen See nicht einzulaufen. Ein englischer Dampfer, dessen Name noch nicht ermittelt worden ist, strandete. Fast die gesamte Besatzung fand ihren Tod in den Wellen.

— Ein Individuum, das die Mauern des Landhauses des Präsidenten der Republik Battle y Ordenez zu übersteigen suchte, wurde bei seinem Vorhaben von den dort postierten Schutzleuten entdeckt. Bei der Festnahme setzte sich der Einbrecher zur Wehr; die Wächter gaben Feuer und verletzten ihn an einem Bein, worauf seine Verhaftung erfolgte.

— Im Anschluß an die Meldung über ein versuchtes Eindringen in das Lladhaus des Präsidenten der Republik berichten neuere Telegramme, daß es sich nicht um ein geplantes Attentat auf das Staatsoberhaupt handelt, sondern einen Diebstahlsversuch.

— Die uruguayischen Fußballspieler, die sich mit den paulistaner Klubs messen wollen, haben sich vorgestern in Montevideo nach Santos eingeschifft.

Kuba.

— Der General Acevedo, ein Führer der Aufständischen im Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien und der Anstifter der Revolte von 1910 forderte den Präsidenten Manuel Gomez auf innerhalb 10 Tagen abzudanken, widrigenfalls er alle Landgüter im Staate Kuba in Brand stecken werde. Die Proklamationen wurden im ganzen Lande verteilt. Acevedo hat sich bereits mit einer Schar Anhänger ins Innere zurückgezogen und wird von Regierungstruppen verfolgt.

Haiti.

— Die letzten aus Port-au-Prince eingetroffenen Depeschen melden, daß die Revolutionäre die Belagerung der Stadt aufgenommen haben. Es wäre anzunehmen, daß die Aufständischen dem Ansinnen des Generals Simon, um drei Tage die Stürmung der Stadt hinauszuschieben, nicht entsprechen würden.

— Telegramme vom 2. berichten über ernste Ruhestörungen in der Hauptstadt, denen 11 Tote und Verwundete zum Opfer fielen.

— General Simon, der abgesetzte Präsident, hat sich unter dem Schutze der fremden Kriegsschiffe nach dem Ausland eingeschifft.

— Bei dem Versuche, sich nach dem Auslande zu drücken, wurde der Polizeichef bei seiner Einschiffung von einer Volksmenge angegriffen; fünf seiner Mannschaften wurden getötet und sechs verwundet.

— Der nordamerikanische Vertreter in Haiti hat der provisorischen Regierung kundgegeben, daß er Truppen landen lassen werde, sobald Interessen oder die individuelle Sicherheit amerikanischer Bürger infolge der Ruhestörungen in Frage gestellt würden.

„Weiter, weiter!“ ruft der Richter ungeduldig. „Und er hat sie am nächsten Tage dem Direktor wiedergegeben!“

Schonend beigebracht. „Wie soll ich's dem Herrn Chef schonend beibringen, daß der Kassierer mit der Frau und mit der Kasse durchgegangen ist?“ — „Das muß der Lehmann übernehmen — der stottert.“

Feuilleton

Maria da Caza.

Roman von Georg Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Als er auf der Tribüne stand und die Jockeisteeplechase wiederum für das Cazasche Pferd verloren ging, indem die Stute fiel, die die schwarzen Farben trug, da war in ihm ein Gefühl, als sei das Glück von dem Cazaschen Stalle gewichen, nun da Maria gegangen. Er blickte nach der Cazaschen Loge hinüber, als müsse er sie suchen. Ueberall meinte er ihre schöne Gestalt finden zu müssen, ihre Augen auf sich gerichtet. Als er sie nun nirgends mehr entdeckte, da beschlich ihn eine große Melancholie, wie er sie noch nie gekannt.

Er irrte hin und her. Ein Kollege aus dem 'Auswärtigen Amt fragte ihn:

„Ist denn Maria da Caza heute nicht da?“

Der kleine Leutnant von Remer trug ihm auf:

„Sagen Sie an Maria da Caza, sie solle den Daumen für mich halten, damit das Pech nicht so weiter geht. Ich will in diesem Rennen die schwarze Jacke wieder herausreißen!“

Aber der arme, kleine, passionierte Reiter mußte seine Stute fünfhundert Meter vorm Ziel lahm anhalten und nach Hause reiten.

Nun formte der Regierungsrat ein neues Schlagwort:

„Wenn Maria da Caza nicht dabei ist, haben die Cazaschen Farben kein Glück!“

Stassingk empfand eine solche Leere und Oede, daß er am liebsten den Rennplatz verlassen hätte, aber er fürchtete sich davor, denn anderwärts wäre es nicht besser geworden. Da fragte ihn der Herzog von Ortenburg, der — jedoch ohne Damen — nach dem zweiten Rennen gekommen:

„Sind Sie zum Diner heute frei?“

„Jawohl, Durchlaucht!“ antwortete er, ohne zu überlegen, und erst zu spät fiel ihm ein, daß er lieber mit seinen Gedanken allein geblieben wäre. Der Herzog fragte:

„Wollen Sie nach dem Rennen mit mir zurückfahren? Ich bin allein da. Auf dem Tandem ist gerade Platz. Meine Damen werden sich sehr freuen, wenn ich Sie mitbringe, sie sind bloß nicht mitgekommen, weil meine Frau erkältet ist. Sie finden niemand, außer den Löwengardaards, wie immer an Renntagen. Vielleicht kommt noch mein Vetter Christian aus Potsdam . . . Na . . . also ja?“

„Sehr gern! sagte Stassingk, der nun nicht mehr ausweichen konnte.“

XVI.

Die Koffer waren gepackt, alles zur Reise bereit. Maria da Caza nahm Abschied von ihrem Hause. Sie schritt noch einmal durch alle Räume, in denen sie gelebt, zufrieden, gleichgültig, endlich unglücklich u. glücklich zugleich. Nur Herrn da Cazas Zimmer betrat sie nicht. Aus ihrem weißen Boudoir nahm sie ein paar Andenken mit und alle Photographien, die sich im Laufe der Jahre angesammelt. Die nächsten Bekannten, Gleichgültige und Fernstehende, alle, nur damit es nicht auffallen konnte, wenn auch Stassingks Bild darunter war.

Es war eine Kabinetaufnahme, wie sie alle Freunde der Cazas beigezeichnet hatten, in der Ecke quer geschrieben der Name: „Ernst Grf. Stassingk“, mit einem Schnörkel, der die Buchstaben im Bogen umzog. Sie gab ihn vorzüglich wieder in seiner naiven, lächelnden, lebensfrohen Liebenswürdigkeit, den kleinen Schnurrbart gebrannt, nach oben gebüsst, mit lachenden, großen Augen.

Maria steckte das Bild in ihre Handtasche, während sie die übrigen der Jungfer gab, um sie in den Koffern unterzubringen. Einen letzten Blick warf sie auf alle die Gegenstände, die ihr lieb geworden, dann verließ sie das Haus. Den Wagen hatte sie schließen lassen, er rollte zum Gartentore hinaus und bog in die Tiergartenstraße ein. Nun erschien die Villa noch einmal vor ihren Augen. Der kleine, wohlgepflegte Vorgarten, auf den sie oft von den Fenstern

und vom Balkon herabgeblickt. Einen Augenblick schimmerte das Dach durch das junge Grün, dann kamen gleichgültige Nachbarhäuser, und das Heim, in dem Maria sechs Jahre verbracht, lag hinter ihr.

Es war eine traurige Fahrt bis zum Bahnhof, denn trotz ihrer Liebe kam es ihr schwer an, das alles, was ihr bekannt und gewohnt war, zu verlassen. Sie fand nur Trost in dem Gedanken, daß sie ja einer glücklichen Zukunft entgegenging. Aber plötzlich stand ihr das Abschiedsbild vom Rennen wieder vor ihren Augen, wie sie den Geliebten in Trennungsergriffenheit und -schmerz gewöhnt und sie ihn eine Minute, nachdem sie ihn erst verlassen, wo das Herz ihm doch noch nachzittern mußte von Bewegung, im Gespräch sah mit anderen Damen.

Auf dem Bahnhof fand sie Selbstottens schon vor. Sie blickte sich um, mit der leisen Hoffnung, trotz ihres Verbotes möchte Stassingk gekommen sein, doch er war nicht da.

Die kleine Gräfin ging Maria sofort herzlich entgegen und küßte sie auf beide Wangen:

„In vier Wochen komme ich nach!“

Maria gab Graf Selbstottens die Hand:

„Ich muß Ihnen danken, daß Sie sie mir lassen wollen. Fürchten Sie denn nicht, man könnte darüber reden, daß sie mit einer Frau verkehrt, die ihrem Manne davongelaufen ist?“

„Aber Sie trifft doch keine Schuld, gnädige Frau!“

„Im Gegenteil! Ich muß alle Schuld übernehmen, sonst könnten wir ja nicht geschieden werden!“

„Ach was! Sie dürfen sich keine Gedanken darüber machen! Wer Sie kennt, weiß ganz genau, wie die Sache liegt, und wer sie nicht kennt, der mag doch reden, was er will!“

Maria dankte ihnen noch einmal, dann sprachen sie von München, wo sie wohnen würde, und daß sie dort bleiben sollte, bis die kleine Gräfin auch in München erschiene, um mit ihr sofort nach Berchtesgaden weiterzureisen. Dabei kam es heraus, was eigentlich hatte Ueberraschung bleiben sollen, daß eine Tante des Grafen, die dort eine Villa besaß, sie ihrer Nichte für den Sommer zur Verfügung gestellt und nicht nur einverstanden war, daß Maria dorthin mitkäme, sondern sich noch besonders darüber freute.

„Wissen Sie, warum? fragte Graf Selbstottens.“

„Nein.“

„Weil meine Tante rein vernarrt ist in meine kleine Frau und alles tut, was sie will. Sie hat ihr eben die ganze Sache erzählt. Die gute Tante hat nur gefragt: „Ist sie keine Freundin?“ Und auf das „Ja“ haben wir die Villa für den Sommer. Tante kommt höchstens einmal vierzehn Tage oder drei Wochen hin.“

„Es ist doch auch eine Ersparnis! fügte die kleine Gräfin hinzu in einem Tonfall, daß man nicht recht wußte, ob sie es auf sich bezog oder vielleicht auch auf Maria, denn Selbstottens glaubten, in der Cazaschen Ehe besäße der Mann allein das Geld. Graf Selbstottens gab seiner Frau heimlich einen Stoß, doch Maria hatte schon verstanden:

„Du brauchst Dich nicht um mich zu ängstigen. Ich habe die Verfügung über das Vermögen meiner seligen Eltern immer behalten, und das reicht mehr als genügend aus für alles, was ich nur wünsche!“

Einen Augenblick war die kleine Gräfin verlegen, dann aber half ihre ungebundene Fröhlichkeit darüber hinweg. Die wenigen Minuten, bis der Zug ging, verfloßen ihnen so rasch, daß sie meinten, sich noch tausend Dinge zu sagen zu haben als die Lokomotive piff. Sie hatten geacht und gescherzt, Selbstottens wollten der Scheidenden den Abschied nicht schwer machen.

Aber als nach flüchtigem, letztem Händedruck der Zug entwand, da flossen der kleinen Freundin doch die Tränen. Maria sah noch das Paar Arm in Arm ihr nach blicken, wie es winkte mit Schirm und Hand, dann verließen sie die Halle des Anhalter Bahnhofes und eilten schneller und schneller davon.

Sie war mit der Jungfer allein in ihrem Abteil erster Klasse des Schlafwagens, aber sie wollte dem Mädchen nicht ihre Bewegung zeigen. Deshalb blieb sie am Fenster stehen, den Blick hinaus in den Abend gewandt. Die Häuser glitten an ihr vorüber, in denen hier und dort schon Licht brannte.

„Wien West“ Blätter für Heimatkunde erscheinen acht mal jährlich. Pränumeration 2 Franken 50 cs. Probe Nummern unentgeltlich, desgleichen Auskünfte über Wien gegen Rückporto. **Adr. Wien West in Wien XIII. 5. Bahnhofstrasse 22**

Auf den Straßen waren die Laternen entzündet, in langer Reihe tauchten sie am Kanal auf, über den der Zug brauste, dann erschienen Bauplätze, ganze Viertel im Entstehen, endlich freies Land. Dort drüben lag das Tempelhofer Feld, wo sie so manchenmal die Paraden vom Wagen aus mit angesehen.

Nun kam die öde Umgebung Berlins, die Maria immer trostloser erschien, je weiter sie sich entfernten. Sie setzte sich an das Fenster, stützte das Kinn in die Hand und blickte hinaus. Bald sah sie die Gegend draußen nicht mehr, und beim gleichmäßigen Klappern und Rollen der Räder bei der leisen schaukelnden Bewegung des Wagens versank sie in Träumen.

Ihr schien mit dem Verlassen Berlins, das nun schon Meilen hinter ihr lag, auch ihre Vergangenheit mehr und mehr zu verblasen. Ihre Mühen um die Geselligkeit kamen ihr so gleichgültig und nichtig vor, ihre Beschäftigung, ihr Zeitausfüllen in den verflossenen Jahren so kleinlich und lächerlich. Nur eines blieb: das Bild Stassingks. Es verlor nicht durch die Trennung, es verblaßte nicht durch die Entfernung, sondern es ward schärfer, je länger sie an ihn dachte, es ward ihr lieber mit jeder Minute, die es ihr nun in der Phantasie vor Augen stand.

Von dem ganzen Berlin, ohne das sie früher gemeint nicht leben zu können, blieb nur er, der sie liebte, um dessen sie sich von allem losriß.

Sie malte sich aus, was er jetzt wohl triebe, ob er an sie dachte und sie in Gedanken begleitete auf ihrer Flucht aus ihrem Hause. Eine weiche Stimmung überkam sie und wieder die sich leise meldende Ahnung, daß er sie nicht lieben könnte, wie sie ihn. Aber sie entschuldigte es, sie fand tausend Gründe dafür, daß er so sein mußte, wie er eben war.

Als der Schaffner des Schlafwagens erschien, um für die Nacht die Betten herzurichten, trat sie mit der Jungfer, die mit ihr im selben Raum schlafen sollte, auf den Längsgang des Wagens. Da ward ihr mit einem Male klar, daß sie ja nun ganz allein sein würde, nur dieses Mädchen um sich, dem sie bisher in den sechs Jahren ihrer Ehe nur die Beachtung geschenkt, die einem stillen, guten Dienstenboten zukam. Sie war zwar immer freundlich gegen das Mädchen gewesen, aber sie hatte sich nicht besonders gekümmert um sie. Nun fühlte sie plötzlich das Bedürfnis, mit ihr zu reden, und fragte:

„Tut es Ihnen leid, von Berlin fortzugehen, Agnes?“

Das zierliche Ding, eine Thüringerin mit blauen Augen und etwas spärlichem blonden Haar, das von ihrer Herrin immer Kleider bekam und an Manieren und äußerlichen Dingen viel abgesehen hatte, antwortete lächelnd:

„Nein, gnädige Frau! Ich gehe sehr gern mit der gnädigen Frau fort!“

Maria hatte sie noch nie mit Interesse angeblickt, nun fand sie, daß das Mädchen in ihrer bescheidenen Einfachheit doch recht nett aussah. Und sie sprach, mit jähem Entschluß, weil es ihr so auf die Zunge kam:

„Wissen Sie denn eigentlich, warum wir fortreisen, Agnes?“

Agnes blickte ihre Herrin einen Augenblick an, dann erwiderte sie ehrlich:

„Jawohl, gnädige Frau!“

Maria fragte nicht weiter.

Sie gingen zur Ruhe, und im eintönigen Gestampf und Geklapper des Zuges schlief sie mit dem Gedanken an Stassingk ein. Bleiern war ihr Schlaf: die angestregten Nerven suchten Ruhe. Als sie erwachte, waren sie schon auf der oberbayerischen Hochebene, und ein Blick zum Fenster hinaus zeigte ihr die Veränderung in der Landschaft: die geringere Behauung, Ried-, Heidestrecken, Weideland. Ueberall tauchten die Kirchtürme auf, mit ihren runden, kugel-

Kreuz, eine einsame, winzige Kapelle stand hier und da am Wege. Kindheits- und Jugenderinnerungen stiegen in Marias Seele empor.

In solcher Gegend war sie ja groß geworden, so sah es aus um das Gut der Eltern, das ihr Vater, der kurhessische Rittmeister a. D. von Rudloff, 1866 nach dem Zusammenbruche seines Vaterlandes in Bayern erworben, nur um ganz fort zu sein aus den neuen Verhältnissen, die ihm nicht zusagten.

Maria dachte bei jeder Kapelle daran, wie sie, die Protestanten, dort nie zur Kirche gegangen, weil es keine Kirche ihrer Konfession auf Meilen in der Runde gab, und wie sie als Kind das nicht begriffen. Dann sprangen ihre Gedanken wieder ab zu Stassingk, dessen Frau sie werden durfte, weil eben ihre Kirche nichts dagegen einwendete. Wieviel Zeit würde bis dahin noch vergehen! Bis sie ihn wiedersähe! Schon jetzt erschien es ihr unerträglich lange, daß sie ihn nicht erblickte, und doch lagen noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden dazwischen.

Da fürchtete sie sich, wie das werden sollte, ob sie diese Prüfungszeit der Trennung auch würde überwinden können.

Ihre Zukunft erblickte sie im Dunkel, sie fürchtete sich vor den Wochen allein in München, sie zitterte und bangte um die Liebe Stassingks. Langsam tropften ihr die Tränen vom Auge.

Da sprach eine Stimme weich neben ihr:

„Gnädige Frau müssen nicht weinen!“

Es war Agnes, die ganz betrübt aussah, als sie es ihr sagte. Maria strich ihr die Wange:

„Sie sind ein gutes Mädchen, Agnes.“

„Aber die gnädige Frau darf nicht mehr weinen!“

Sie lächelte schon wieder, und als die Sonne trölich durchs Fenster hineinschien über die grüne Erde draußen, da ward es auch lichter in ihrer Seele. Je näher sie München kamen, desto heiterer ward ihre Stimmung. Als der Schaffner die Tür aufriß und sie einem alten Gepäckträger mit echt bayrischem, weißem Knebelbart den Gepäckschein übergab, da ward ihr in Erinnerungen fast heimlich zu Sinn.

Auf der Brienerstraße, in einem Hotel Garni, mietete sie sich ein. Es war ein ruhiges Haus, wo meist Familien Aufenthalt nahmen. Das Essen wurde auf den Zimmern serviert. Niemand kümmerte sich um den anderen, so daß es für Marias Lage in jeder Beziehung paßte. Sie hatte zwei Zimmer; das von Agnes stieß daran, die nicht einmal über den Flur brauchte, um zu ihr zu gelangen.

Die erste Frage war nach Briefen, aber in ihrer Ungeduld hatte sie übersehen, daß noch keine da sein konnten. Als der Briefträger am nächsten Tage erschien, erwartete sie bestimmt einen Brief von Stassingk, aber es kam keiner. Gräfin Selbst hatte nur ein paar Zeilen geschrieben. Maria durchflog sie, ob vielleicht der Geliebte darin erwähnt würde, doch sie fand nicht seinen Namen. Den Tag hindurch war sie noch ruhig, weil sie meinte, es könnte irgend etwas dazwischen gekommen sein, so daß er nicht hatte schreiben können. Wie ausgemacht, schickte sie ihm postlagernd einen langen Brief, aus dem kein Vorwurf klang, nur eine leise, bange Traurigkeit. Abends ging sie, um sich zu zerstreuen, in die Oper, auf einen Parkettplatz in möglichst einfachem, unauffälligem Kleide. In Berlin hätte sie nur die Loge besucht; im Parkett gesehen zu werden, wäre ihr peinlich gewesen, wegen der Bekannten, während sie hier aufgefalle wäre allein in der Loge.

Sie kam sich jetzt mit einem Schlage völlig verändert vor, als habe sie einen neuen Menschen angezogen, seit sie Berlin verlassen. Sie sah, daß sie von Herren betrachtet wurde, sie fühlte trotz des versteckten Platzes Operngläser auf sich gerichtet, aber jetzt nahm sie es nicht mehr als selbstverständlich hin, sondern es war ihr fast unangenehm, als müsse sie sich jeder Beobachtung nach Möglichkeit entziehen.

Abends hoffte sie, als sie aus dem Theater zurückgekehrt, einen Brief Stassingks zu finden — er fehlte wieder. Auch am nächsten Morgen kam nur ein Gruß der kleinen Gräfin

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 100,000, 21jhr. Frln 150,000 Vm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, wenn a. ohn. Vern., bei den rasche Heir. mögl., w. s. meld.
L. Schlesinger, Berin, 18.

Maria suchte mit zitternder Hand, sie meinte, sein Brief müsse sich irgendwo zwischen die anderen Postsachen geschoben haben — sie fand nichts. Nun zermartete sie sich den Kopf, was wohl geschehen sein könnte, und ging aufs Postamt, um nachzuforschen. Der Beamte wußte von nichts. Dann warf sie schnell ein paar Zeilen hin mit der Frage, ob er krank sei, und schrieb einen langen Brief, aus dem die Sorge klang, er mochte sie vergessen haben.

Sie blieb zu Hause, den ganzen Tag auf die Vorsaaltür horchend, ob denn keine Nachricht von ihm käme. Dann schrieb sie ihm noch einmal viele Seiten lang, ihm ihr Herz ausschüttend in heißen Worten, wie sie ihn liebte, wie verlassen, wie unglücklich sie sich nun fühlte. Aber den Bogen, auf dem das stand, vernichtete sie wieder, weil sie fürchtete, ihm eine bittere Stunde zu bereiten. Er sollte sie nicht klein und schwachmütig sehen, er sollte wissen, daß sie bereit war, jedes Opfer für ihn zu bringen, nur ein Lebenszeichen mußte er geben, daß sie wenigstens wüßte, ob er gesund war, oder ob ihm etwas zugestoßen.

Maria hielt in ihrer Unruhe diese Verlassenheit nicht mehr aus und telegraphierte an Gräfin Selbotten:

Gräfin Selbotten. Berlin, Viktoriastraße.

Ist er krank? Noch keinen Brief von ihm, seitdem hier. Beruhige mich. Tausend Dank für Deine Briefe. Schreibe immer. Sehr einsam. Kuß. Grüße Deinen Mann.

Maria.

Schon ein paar Stunden darauf traf die Antwort ein, daß Graf Selbotten Stassingk aufgesucht, um nach ihm zu sehen. Jener befände sich wohl, ein Brief von ihm sei unterwegs.

Maria war glücklich, er hatte also doch an sie gedacht, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihm Unrecht getan. Ein dutzondmal las sie das Telegramm, das ihr die Ruhe wiedergegeben. Immer wieder dachte sie an Stassingk. Als sie am Abend zu Bett ging, schwebte ihr sein Bild vor dem Einschlafen, wie immer, vor den Augen. Ihr war es, als schlug ihr Puls schneller, wenn sie bloß an ihn dachte, als habe sie eine Krankheit überfallen, daß sie nicht mehr lassen konnte von ihm.

Als ihr Agnes am anderen Morgen die Postsachen ans Bett brachte, tat sie ganz gleichgültig, aber sobald sich das Mädchen entfernt hatte, fiel sie über die Briefschaften her. Sie suchte und suchte — kein Brief von ihm. Sie verstand es nicht, in dem Telegramm hatte doch gestanden, „unterwegs!“ So klingelte sie nach der Jungfer, um gewiß zu sein, daß nicht etwa durch ihre Unachtsamkeit der Brief draußen liegen geblieben wäre.

„Es ist ganz bestimmt nichts anderes abgegeben, gnädige Frau! antwortete Agnes mit traurigem Ausdruck, als ob sie den Kummer ihrer Herrin verstünde. Langsam ging sie hinaus. Maria aber verlor für einen Augenblick allen Mut und alle Haltung. Sie fühlte sich so niedergeschmettert, daß sie nicht imstande war, auf die übrigen Sachen nur einen Blick zu werfen. Kein Brief! Noch immer kein Brief! Und sie hatte ihm schon fünf oder sechs geschrieben, seitdem sie sich in München befand. Dunkle Röte stieg auf ihre Wangen: sie schämte sich vor sich selbst. Aber sie liebte ihn nun einmal, sie konnte nicht anders, wenn es ihr das Leben gekostet hätte, wenn die ganze Welt zusammengebrochen wäre, sie liebte ihn.“

Da warf sie alles von sich, drehte sich herum und versteckte den Kopf in den Kissen. Dann fing sie an zu weinen, wie sie noch nie geweint, seit sie Frau war, daß ihr ganzer Körper zitterte, daß ihre Schultern zuckten und sie laut schluchzte und stöhnte. Krampfartig schüttelte es sie. Sie vergrub sich immer tiefer ins Bett hinein. Als der wilde Sturm ein wenig nachgelassen, blieb sie liegen, ohne sich zu rühren.

Eine halbe Stunde verging: sie regte sich nicht. Sie fühl-

sie die Uhr schlagen und richtete sich auf. Sie tastete nach den Postsachen, als müsse nun doch ein Brief Stassingks da sein. Dabei fand sie ein Schreiben ihres Rechtsanwaltes, des Justizrates Zenker. Es enthielt einen Brief Herrn de Cazas aus Paris an seine Frau, den der Rechtsanwalt verschlossen empfangen und ihr sandte.

Sie las die in fast spöttischem Tone geschriebenen Zeilen, die ihre Flucht aus Berlin gar nicht recht ernst aufzufassen schienen und ihr dringend rieten, zurückzukehren, um keinen Skandal hervorzurufen, der ihm „äußerst peinlich“ sein würde, und „ohne jeden vernünftigen Zweck“. Herr de Caza betonte, daß er sich nicht bewußt sei, irgendwelches getan zu haben, was ihr ein Recht gäbe, sich von ihm zu trennen. Er werde nicht eine Stunde eher, als beabsichtigt, von Paris zurückkehren, um ihre Entfernung von Berlin nichts Außergewöhnliches zu geben und ihr die Möglichkeit zu lassen, sich in der Villa wieder einzufinden. Dann würde ihre Abwesenheit einfach als eine kurze Reise nach München hingestellt werden, da sie nun einmal aus Oberbayern stamme, für keinen Menschen etwas Besonderes haben könnte.

Damit hatte sie das, was sie wünschte: die Aufforderung, in das eheliche Haus zurückzukehren, der sie nun nicht nachkommen würde. Noch einmal durchflog sie den Brief: sie mußte lächeln über ihres Mannes wiederholt geäußerte Besorgnis, es möchte einen Skandal geben, den er unter allen Umständen vermieden sehen wollte. Darin erkannte sie ihn wieder, der, um seine Stellung nicht geschädigt zu sehen, seine Frau wahrscheinlich wieder aufgenommen haben würde, auch wenn ihr eine tatsächliche Untreue zur Last fiel.

Eine unsägliche Traurigkeit blieb auf ihrer Seele lasten: die Trennungszeit fing erst an, und schon schrieb er nicht. Wieder begann sie daran zu zweifeln, ob er sie richtig liebte. Den ganzen Tag trug sie es mit sich herum ihren nagenden Kummer, das Bleigewicht, das auf ihr lag. Sie wußte nur eines, daß sie ihn lieben mußte, auch wenn er gänzlich erkaltet war und nicht ein Funken seiner alten Leidenschaft mehr in ihm blieb.

XVII.

Endlich am anderen Morgen erkannte sie seine Handschrift, und schon, ehe sie noch eine Zeile gelesen, verflog ihr Groll, ihr Kummer, ihre Trauer. Stassingks Brief war warm und herzlich. Er entschuldigte sein Säumen mit tausenderlei Verpflichtungen, mit dienstlicher Inanspruchnahme durch seinen Chef im Auswärtigen Amt, mit ein paar Abendgesellschaften, die er hätte besuchen müssen, weil sonst sein Fehlen gerade jetzt aufgefallen wäre. Das klang alles lieb, gut, natürlich wie er sprach. An seiner Schreibweise war nichts Gezwungenes, er gab sich ganz wie seine Art, wie man ihn kannte, leichtsinnig, fröhlich, immer heiter, naiv.

Er erkundigte sich nach den Verhältnissen in München, ob sie mit ihrer Wohnung zufrieden wäre, ob sie fleißig ins Theater ginge, die Museen besuchte, die Ausstellung im Glaspalast, die der Sezession, kurzum, wie sie sich die Zeit vertriebe. Dann wollte er wissen, ob sie irgend jemand kennen gelernt oder alte Bekannte wiedergefunden. Zuletzt dankte er für ihre Briefe, sprach von dem, was er selbst vorgehabt, und erzählte, wie ihn Graf Selbotten aufgesucht, um ihn an seine Säumigkeit zu erinnern. Er schloß:

„Als Selbotten mich fragte, hatte ich ein scheußlich schlechtes Gewissen, aber ich dachte, Maria weiß, wie lieb ich sie habe, da kann sie mir nicht böse sein. Außerdem hatte ich ja diesen Brief längst fertig und bildete mir ein, er wäre schon unterwegs zu Dir. Du kannst Dir also meinen fürchterlichen Schrecken ausmalen, als ich eben diese meiner Idee nach schon bald in Deinen Händen befindlichen Zeilen in meiner Schreibmappe finde. Es ist wahrscheinlich unglaublich. Aber so bin ich mal. Mir ist das schon so und so oft passiert. Da siehst Du also, was Du an mir hast.“

Nun aber endlich Schluß. Ich umarme Dich, meine geliebte Maria, und küsse Dich tausendmal. Wenn wir doch nicht getrennt wären, aber es muß sein. Ich habe Dich von Herzen lieb. Noch einen Kuß. In Eile.

Ich sehne mich so nach Dir!

Kolonie Campos Salles!

Schulhauseinweihungsfest

am Sonntag, den 13. August 1911.

Programm:

11 Uhr: Empfang der Gäste auf der Station Cosmopolis durch die Vereinsmitglieder.

12 Uhr: Festeröffnung.

1. Vortrag eines Festprologes, ged. v. J. v. Schleinitz
2. Festrede, gehalten von R. Heimritz, R. d. G.
3. „Deutschland über Alles,“ gesungen v. d. Schulkindern
4. „Gruss an die Heimat,“ Männerquartett.
5. Übergabe der Schule durch Herrn Baumeister an den Schulverein.
6. Entgegennahme und Dank durch den Präsidenten.
7. „Glaube, Liebe, Hoffnung,“ gesungen v. Männerchor.
8. Musikvortrag
9. Gemütliche Unterhaltung durch Schiessen, Kegeln, Kinderspiele, Verlosung etc.

Abends 7 Uhr:

Ball im alten Schulhause.

Im neuen Schulhause:

Gemütliche Unterhaltung durch Gesang, komische Vorträge etc.

Alle Freunde von nah und fern sind freundlich eingeladen
N. B. Die Herren Konsuls sind extra eingeladen!

Der Vorstand.

Maria konnte nicht lassen von den Blättern, die mit Stassingks etwas geziert nach links liegender Schrift bedeckt waren. Eine ganz andere Stimmung war bei ihr eingekehrt. Sofort setzte sie sich an den Schreibtisch und antwortete in einem langen Brief.

Es fiel ihr nicht auf, daß er seine angefangenen Zeilen an sie achtlos in der Schreibmappe hatte liegen lassen, wo sie wahrscheinlich vor dem Auge des Diners nicht sicher waren. Sie beachtete das Wort „in Eile“ nicht, mit dem er den ersten Brief an die schloß, die seinetwegen ihren Mann verlassen, um seine Frau zu werden. Sie war so glückselig, daß sie nichts sah, als daß er ihr doch geschrieben und daß die Worte der Liebe noch aus seinem Briefe klangen.

Nun konnte sie es im Hause nicht mehr aushalten, sie mußte ins Freie, nur fort, hinaus in die Luft. Sie nahm Agnes mit sich und mietete einen Wagen, um nach Nymphenburg hinauszufahren, dort wollte sie sich im Parke ergehen. Bescheiden setzte sich das Mädchen auf den Vordersitz, doch Maria hieß sie an seiner Seite Platz nehmen. Das gab der Kleinen Mut, daß sie sagte:

„Gnädige Frau lachen ja wieder!“

„Haben Sie das gern, Agnes?“

„Ich mag es nicht sehen, wenn die gnädige Frau weint!“

„Warum?“

„Weil es schadet.“

„Was soll's denn schaden, Agnes?“

„Der Schönheit schaden die Tränen, gnädige Frau!“

Maria mußte lachen:

„Ach, was tut das!“

Doch das Mädchen meinte ernsthaft in fast andächtiger Bewunderung:

„Gnädige Frau sind so schön!“

Maria schwieg, im Gedanken an Stassingks Briefe.

„Wenn gnädige Frau nur glücklich werden!“ — sagte Agnes innig. Eine Sekunde stutzte Maria, darauf gab sie aber bestimmt zurück:

„Ich werde schon glücklich werden!“

Es war zwischen ihnen nicht weiter davon die Rede. Maria überließ sich ihren Träumen. Auch, als sie im Park spazieren ging, sprach sie nur wenige Worte, denn ihre Gedanken weilten bei Stassingk. Sie freute sich, keine Gesellschafterin genommen zu haben, woran sie zuerst gedacht, denn die würde vielleicht eine Unterhaltung versucht haben, und gerade diese vollkommene Ruhe tat ihr wohl.

Nun, da es dieses Mal so gut gegangen, nahm sie Agnes immer mit. Wenn sie wollte, konnte sie ein paar Worte mit ihr wechseln, wenn es ihr nicht angenehm war, schwieg

jetzt irgend ein Lebenszeichen von Stassingk, zuerst noch ein paar Briefe, dann auch einmal eine in der Eile hingeworfene Postkarte, die so gehalten war, daß kein Fremder aus dem Inhalte nichts entnehmen konnte. Zuletzt begann er zu telegraphieren. Ein Korso, hatte er geschrieben, wurde geplant, und ihm waren auf Wunsch einer höher gestellten Persönlichkeit diese und jene Anordnungen zugefallen. Er hätte aber nicht ablehnen können, weil der Hof voraussichtlich erscheinen würde.

Maria bangte nur davor, ganz ohne Nachricht zu bleiben, so nahm sie auch die dürftigen Telegramme gern hin, die noch wenigstens ein Zeichen waren, daß er sie nicht vergaß. Sie entschuldigte alles, er hatte viel zu tun, das sah sie ein, denn sie wußte selbst nur zu genau, wieviel Arbeit die Vorbereitung derartiger Veranstaltungen verursachte.

Da blieb plötzlich auch das nun fast gewohnte Telegramm aus. Maria ward unruhig darüber, aber sie fand hundert Entschuldigungen: die Geschäfte hatten sich zu sehr gehäuft, oder er hatte nun wiederum einen Brief geschrieben, der unterwegs war. Doch auch am nächsten Tage fehlte jede Nachricht. Da ergriff Maria die Sorge. Sie schrieb ihm einen liebeglühenden, am Schlusse traurigen Brief, aus dem leiser Vorwurf klang. Der dritte Tag brach an — keine Nachricht. Er verging ohne ein Lebenszeichen.

Marias Unruhe wuchs. Endlich sagte sie zu ihrem Mädchen tonlos und traurig:

„Kein Brief, Agnes!“

„Er wird schon kommen, gnädige Frau!“ antwortete ihre Jungfer mit einem teilnehmenden Blick, doch sicher und bestimmt, als wisse sie es ganz genau. Aber auch den folgenden Tag wurde er nicht gebracht. Maria rechnete aus, daß der Korso, der Stassingk so sehr beschäftigt, am Tage vorher gewesen war: nun gab es also keine Entschuldigung mehr, jetzt mußte er Zeit gefunden haben, zu schreiben. Und sie ließ es Abend werden, ohne daß sie — zum erstenmal, seitdem sie in München war — die Feder in die Hand genommen, um ihm eine Zeile zu schicken. Wenn er sie vergaß über seine Unterhaltungen, dann brauchte er ihre Briefe nicht zu lesen. Vielleicht fragte er auch nicht einmal danach.

Diesen Abend überfiel sie eine Bitterkeit ohnegleichen. Stassingks Bild trübte sich in ihrer Erinnerung. Sie verstand nicht, was geschehen sein konnte, sie begriff nicht, was ihn eigentlich abhielt, ihr wenigstens zu telegraphieren.

Sie hatte das Bedürfnis, sich jemandem mitzuteilen, und da sie niemanden fand als ihr Mädchen, so sagte sie zu Agnes mit trauriger Stimme:

„Es kommt kein Brief, Agnes!“

Widerum entgegnete die Jungfer:

„Gnädige Frau, er wird kommen!“

Aber dieses Mal klang ihre Antwort nicht so gewiß, und sie schien ihre Herrin mitleidig zu betrachten. Als jedoch am folgenden Tage nur ein Schreiben des Justizrates Zenker erschien und eine Karte von Gräfin Selbotten, da war Maria wie vernichtet. Sie schämte sich vor dem stummen, fragenden, traurigen Blick des Mädchens. Eine grenzenlose Wut und Empörung überfiel sie darüber, wie er an ihr handelte. Sie schalt ihn ehrlos und niedrig, sie zu vergessen, sie malte sich aus, was er wohl trieb, was ihm die Zeit nähme, an sie zu denken. Der Gedanke setzte sich in ihr fest, er müsse ihr untreu sein, er wäre von einer anderen gefangen. Sie glaubte, er könne zur Prinzessin Löwengard zurückgekehrt sein, der er jetzt den Hof mache. In ohnmächtiger Wut kleidete sie sich an und stürzte fort. Sie mußte hinaus, an die Luft. Sie nahm eine Droschke und befahl, sie in den Englischen Garten zu fahren.

Immer aber, ohne Unterbrechung, fortwährend dachte sie an Stassingk. Sie konnte ja nicht anders, sie liebte ihn doch. Wenn er ihr nie wieder geschrieben hätte: sie liebte ihn einmal. Sie dachte an ihre Triumphe, wie ihr alles den Hof gemacht in Berlin, wie sie gefeiert worden von allen Seiten.

Alle, alle hatten ihr zu Füßen gelegen, alle sie verwöhnt, sie hatte nur ihren Willen gehabt, war verhätschelt, verzogen, bewundert, angebetet worden. Sie dachte an die Tees,

Reih' um, an die Abende in der Villa, wenn die Herren drüben saßen bei Herrn da Caza und spielten, während Stassingk bei ihr blieb. Sie dachte an ihr weißes Boudoir, an den kleinen Salon, wo die Wasser sprangen, rauschten, plätscherten, murmelten, wo der Springbrunnen stieg, die die elektrischen Rosen glühten, und es überschlich sie ein Gefühl unendlicher Verlassenheit.

Die Freunde und Bekannten, alle kamen ihr wieder in den Sinn, mit ihren Fehlern und Schwächen, aber die doch jeder Mensch besaß, wohin man auch kam, auf dem ganzen Erdball. Sie wußte, daß sie gemeinsame Interessen verknüpften, daß sie dasselbe dachten und sprachen im großen und ganzen, wie sie. Sie sehnte sich danach, mit einem ihrer Freunde ein Wort zu tauschen.

Schließlich kehrten ihre Gedanken wiederum zu Stassingk zurück. Sie meinte es einfach nicht mehr ertragen zu können, ohne ihn, ohne ein Lebenszeichen von ihm. Sie mußte wissen, was geschah: immer schwebte ihr das Bild der Prinzessin Löwengard vor der Seele. Sie wollte an Selbstens telegraphieren, doch sie gab den Gedanken auf: sie schämte sich, ihr Leid zu zeigen, sie schämte sich für den Geliebten. Aber sie wußte, daß sie es in diesem Zustande nicht länger aushalten konnte. Sie fühlte, wie ihre Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Je länger sie darüber sann, desto mehr Vermutungen stiegen in ihr auf, desto mehr Erklärungen suchte sie für sein Schweigen zu finden.

Vielleicht hatte er irgend etwas übel genommen in einem ihrer Briefe, einen ihrer leisen Vorwürfe, oder daß sie sich einsam fühle und verlassen in München! Er war möglicherweise doch krank! Irgend jemand hatte ihn verstimmt gegen sie, obwohl er vollkommen Herr seiner Handlungen war. da er, elternlos, niemandem Rechenschaft zu geben hatte über sein Tun und Lassen.

Ihre letzte Vermutung war, ein Unberufener könnte etwa ihre postlagernden Briefe abgeholt haben und er so längere Zeit schon ohne Nachricht von ihr geblieben sein. Daran klammerte sie sich als Hoffnungsanker. Dadurch gewann sie ein wenig ihre Ruhe zurück. Ja, das würde es sein, irgend einen solchen Grund mußte es haben. Die Möglichkeit, ihn weniger schuldig zu denken, erschien ihr wie Balsam und Erlösung. Er mußte ja rein dastehen, er mußte sie noch lieben, denn ihr Opfer konnte er nicht sein.

Denn sie liebte ihn doch, wie er auch gegen sie gehandelt hatte, über alles in der Welt.

Da ging sie sofort zur Post und telegraphierte ihm, aber dieses Mal nicht postlagernd, sondern in seine Wohnung in der Linkstraße. Sie fragte an, ob er ihre Briefe richtig erhalten, ob er krank, ob er ihr zürne, er solle ihr nur irgend eine Nachricht geben, denn sie verginge vor Angst.

Als die Depesche abgegangen, fühlte sie sich erleichtert, als sei ihr ein Stein vom Herzen gefallen. Sie wartete ganz ruhig ein paar Stunden, ohne Unruhe, denn sie sagte sich, daß einige Zeit vergehen müßte, bis sie eine Antwort erhalten könnte. Gegen Abend erzählte sie Agnes von dem Telegramm, nur teilte sie nicht mit, an wen es gerichtet, so daß das Mädchen annahm, Gräfin Selbstens hätte es erhalten, wie das erste.

Maria fragte:

„Müßte nicht jetzt Antwort da sein?“

Agnes bemerkte die Angst ihrer Herrin:

„Frau Gräfin hat das Telegramm vielleicht noch gar nicht bekommen! Frau Gräfin ist vielleicht verreist! Gnädige Frau müssen immer damit rechnen, daß möglicherweise Frau Gräfin noch nicht nach Hause gekommen ist vom Rennen oder so.“

Aber daran wollte Maria nicht glauben:

„Nein, nein . . . nein . . .“

Das Mädchen wußte noch einen Grund:

„Frau Gräfin wollen vielleicht nicht, daß das Telegramm in der Nacht ankommt, damit die gnädige Frau nicht erschrickt.“

Maria redete sich ein, das sei möglich. Sie beschloß, den nächsten Morgen abzuwarten. Die Nacht verging ihr in banger Sorge, ob er antworten würde oder nicht. Sie fand keinen Schlaf. Die Lampe ließ sie brennen. Sie nahm ein Buch vor.

Zeilen hinweg. Sie wendete wie eine Maschine die Seiten um. Hielt inne von Zeit zu Zeit. Dann versank sie ganz in Brüten. Wenn er nun nicht antwortete, was wurde dann? Sollte sie warten? Sollte sie hier bleiben? Darauf lauern, daß endlich ein Lebenszeichen von ihm käme? Das konnte sie nicht, das hätte sie nicht ausgehalten.

Im Wachen der Nacht stieg unbezwingliche Sehnsucht in ihr auf, ihn wiederzusehen, seine Stimme zu vernehmen, wenn er eindringlich mit ihr sprach, als hätte er nur ihr etwas zu sagen. Sie wollte ihm nur eine Sekunde in seine lieben, blauen Augen blicken, nur einmal von ihm hören, daß er nicht böse sei, daß nichts zwischen sie getreten. In ihrer Herzensnot und Verzweiflung sagte sie sich, daß, wenn er es verlangt hätte, sie selbst in die Villa wieder zurückgekehrt wäre, um alles wieder herzustellen wie früher, nur damit sie ihn von Zeit zu Zeit erblickte und nicht getrennt war, ohne Nachricht von ihm.

Alles war sie bereit, für ihn zu tun, nur in der Ungewißheit wollte sie nicht schweben.

Als am nächsten Morgen kein Telegramm eintraf, sagte sie bestimmt mit unabänderlichem Entschluß zu Agnes, die zuerst eine Gebärde des Widerspruchs hatte machen wollen:

„Packen Sie so schnell als möglich. Wir fahren mit dem nächsten Zuge nach Berlin!“

XVIII.

Als Stassingk Marias Telegramm bekam, schlug ihm das Gewissen. Seit Tagen hatte er ihr nicht geschrieben, es war wirklich unerhört. Er begriff selbst in diesem Augenblick nicht, daß es solange her sein sollte, aber sie hatte allerdings recht. Doch: gedacht hatte er ihrer, und unrecht war es von ihr, zu fürchten, er habe sie vergessen, weil er einmal ein paar Tage nicht die Feder in die Hand genommen. Es war so viel vorgewesen, eines hatte geradezu das andere gejagt, daß er nicht dazu gekommen war, trotzdem er sich immerfort vorgenommen, zu schreiben. Er fühlte sich voller Zuversicht, sie würde es einsehen.

Am Abend des Tages setzte er sich hin und schrieb ihr einen ausführlichen Brief, worin er ihr alles auseinandersetzte und sie wegen seiner Säumnis um Entschuldigung bat. Sie war so gut, sie liebte ihn so, daß er wußte, sie würde ihm schon vergeben. Daran zweifelte er nicht. Die Vorbereitung des Korso hatte ihn außerordentlich in Anspruch genommen. Mit dem Feste war seine Tätigkeit nicht zu Ende, sondern die Ordnung und Einziehung der Beiträge der einzelnen Wagenbesitzer und Reiter, die Prüfung der Rechnungen, die Ablohnung des für diese Veranstaltung eigens geworbenen Personals verursachte eine Menge Arbeit. Sie kostete soviel Zeit, daß Stassingk abends, wenn er fertig gewesen, obwohl er sich jeden Tag wieder von neuem vorgenommen, Maria zu schreiben, den Brief auf den anderen Morgen verschoben hatte. Am anderen Morgen aber begann seine Tätigkeit von neuem, und aus dem Schreiben wurde nichts.

Dazu weilte gerade in dieser Zeit der englische Botschafter an der Pforte, Sir Henry Gilderdale, mit seinen beiden Töchtern auf der Durchreise nach England einige Tage in Berlin. Stassingk hatte in seinem Hause in Konstantinopel viel verkehrt. Nun wurde er vom Botschafter, der ihn gern mochte, mehrmals eingeladen, und es machte dem jungen Diplomaten Spaß, von allen Seiten gefragt zu werden, wer die beiden Schönheiten wären, mit denen man ihn da wieder einmal erblickt.

So kam es, daß sich Stassingk mit seinem Briefe an Maria begnügte und ganz vergaß, außerdem noch zu ihrer Beruhigung zu telegraphieren. Ihm war es, als ob ihr Bild in seinem Gedächtnis ein wenig an Farbe verloren. Die ganze Episode mit ihr, die so jäh zum Ernste geführt, erschien ihm so weit entfernt, als ob sie sich fast gar nicht zugetragen hätte. Das Leben war ihm immer nur im rosigen Lichte, wie ein Spiel, entgegengetreten. Daß es nun plötzlich einmal anfang, sich für ihn in nüchtern beleuchteter Wirklichkeit zu zeigen, dünkte ihm beinahe unverständlich.

Wenn er sich überlegte, daß er der Ehe zusteuerte, so

nicht daran glauben! Daß die ersten Schritte schon getan waren, begriff er kaum. So geschah, was er mit Staunen an sich selbst fühlte, daß er Marias Abwesenheit, die er zuerst glaubte nicht überwinden zu können, nicht mehr mit Sehnsucht und Trauer empfand. Sein eignes Herz begriff er nicht. Er dachte an sie wie an etwas, das er liebte, dessen er sich gern erinnerte, aber nicht wie an eine, die er sich in heißem Begehren in die Arme gewünscht.

Das empfand er nicht als Unrecht gegen Maria, denn sein Herz blieb ja doch unbeteiligt. Dann überlag ihm vor allem daran, den Leuten gegenüber unbefangen zu erscheinen, als ob zwischen Maria da Caza und ihm nichts geschehen sei. Er wußte, daß Marias Flucht bekannt geworden. Er sah es an den verständnisinnig lächelnden, nichtssagenden, doch vieldenkenden Gesichtern, denen er überall begegnete. Daß er mit ihrem Verschwinden zusammenhing, wußte man, nur war der Zweifel darüber, wie die beiden zueinander standen. Keiner redete mit Stassingk davon bis auf Selbstens, sogar der Regierungsrat überwand sich und tat gänzlich gleichgültig. Hinter seinem Rücken freilich sprach er nun von ihm nicht mehr anders als vom „Strohvetter“.

Herr da Caza hatte Stassingk noch nicht gesehen. Er war seit ein paar Tagen aus Paris zurück. Am Korso hatte er, der sich früher gerühmt, den bestangespannten Wagen in Berlin zu fahren, sich nicht beteiligt. Nicht ein Pferd war aus dem Stalle gezogen an diesem Tage, an dem alles fuhr, was nur irgend konnte, wenn es auch bloß gewesen wäre, um die Equipagen zu betrachten, die vom Korso wieder kamen.

Natürlich durfte nicht darüber gesprochen werden, sondern es gab eine stichhaltige Erklärung, die von den Freunden des Hauses verbreitet ward: Maria da Caza sei auf einige Zeit zu Besuch in Bayern, in ihrer Heimat, und Herr da Caza, der solche Festlichkeiten allein seiner Frau wegen besuche, habe für dieses Mal darauf verzichtet, weil es ihm ohne sie kein Vergnügen mache.

Als Stassingk mit Sir Henry Gilderdale und seinen beiden schönen Töchtern die Potsdamer Straße hinunterschritt, kamen Herr da Caza und Rittmeister Hendrich ihnen entgegen. Einen Augenblick war Stassingk unentschlossen, er wußte nicht recht, was nun erfolgen sollte, doch er hatte nicht mit Herrn da Caza's Korrektheit gerechnet, der kalt, aber höflich den Hut zog, während der Rittmeister die jungen Damen erstaunt betrachtete mit einem Blicke, der zu sagen schien: Nun, alter Flirt, was hast du denn da wieder für eine neue Flirtation gegabelt?

„Wer waren die Herren?“ fragte die blonde May Gilderdale, die jüngere der Schwestern, eine etwas müde und gelangweilt ausschauende, kalte Schönheit mit reichem Haar, das sie, wie Stassingk behauptete, frisiert trug wie die Prinzessin Lamballe. Er antwortete, als ginge ihn der Name gar nichts an:

„Ein Herr da Caza.“

„Der die schöne Frau hat?“ meinte der Botschafter. Als der junge Diplomat über seine Wissenschaft erstaunt schien, fügte er hinzu:

„Sie sehen, man erfährt alles. Aber ich will Sie beruhigen: ein Landsmann von mir hat uns gestern Abend von der Dame vorgeschwärmt und behauptet, sie wäre die schönste Frau in Berlin!“

Die schöne May wandte sich mit etwas kokettem Augenaufschlag zu Stassingk und blickte ihn eine Weile an, ohne zu sprechen, wie sie es schon früher immer in Konstantinopel getan. Dann fragte sie, als sie gerade an den Potsdamer Platz kamen. „Finden Sie das auch?“

In diesem Augenblick — sah er recht, oder täuschte ihn seine Phantasie etwas vor — tauchte plötzlich Maria vor ihm auf. Sie saß in einer Droschke, die eben, von der Königsgrätzer Straße kommend, ein paar Schritte von ihnen in die Bellevuestraße einbog. „Da ist sie“, lag es ihm auf der Zunge, zu rufen. Er war so erstaunt und erschrocken, daß er erst antworten konnte, als das junge Mädchen ein zweites Mal fragte. Sie blickte ihn dabei so eigenartig mit ihren großen Rehaugen, langbewimpert, immer wie feucht übergehend, daß er nicht den Mut fand, zu gestehen, keine andere sei die

Dünger

Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.

FERNANDO HACKRAT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S

Caixa de Correio 566.

überlegen. „Früher war sie die Schönste!“

Die Gilderdales hatten die leitende Hand der Mutter entbehren müssen und waren, da den Vater meist Dienstgeschäfte abhielten, ein wenig, wie ihre Landsleute es nannten, „fast ladies“ geworden. May blickte Stassingk wieder an mit ihrem koketten, nachlässigen, müden, feuchten Blick, daß man das Weiße des Auges blenden sah, mit der Frage in ihrem nur leicht akzent-gefärbten Deutsch:

„Und jetzt?“

Er konnte nicht anders und erwiderte schnell, indem er Mays Blick zurückgab:

„Jetzt nicht mehr!“

Sie lächelte, schloß zu einem Viertel die Augen, öffnete leicht die Lippen und schritt weiter neben ihm hin in ihrem wiegend nachlässigen Gang, als ob ihr alles langweilig wäre außer dem an ihrer Seite, der sie schön fand.

Stassingk überlegte sich erst jetzt so recht, was er gesagt. Er hatte in brennender Scham das Gefühl, als habe er Maria evrleugnet und verraten. Vergeblich suchte er sich vor sich selbst damit zu entschuldigen, daß sie nicht mitzählen könne, weil sie ja nicht mehr in Berlin sei, sondern nun in München. Doch sie war ja wieder in Berlin. Eben hatte sie gesehen, nur vorbeiluschen im Wagemgewirr, ohne daß sie seiner gewahr geworden, aber es gab gar keinen Zweifel, sie war es gewesen. Er verstand nicht, was sie hier wollte? Hatte sie seinen Brief nicht bekommen? Er sann nach und berechnete die Zeit: nein, freilich, wenn sie abgereist war, hatte sie ihn nicht erhalten, denn er würde gerade jetzt in München eintreffen.

Stassingks erster Gedanke war, zu Selbstens zu eilen, um von Maria zu hören, doch er wußte nicht, was er Gilderdales sagen sollte, denen er versprochen, sie zu führen. Warum mußte sie auch gerade jetzt kommen, wo Sir Henry nur noch ein paar Stunden bis zum Abend blieb! Er ärgerte sich ein wenig über sie. Der Botschafter lud ihn zum Diner im Hotel Bristol ein, zu dem, da Gilderdales kurz nachher abreisten, außer dem jungen Diplomaten nur noch der erste Sekretär der englischen Botschaft mit Frau gebeten worden. Stassingk nahm an.

Maria hatte ihn ja nicht gesehen und in wenigen Stunden waren seine Freunde aus Konstantinopel davon. Dann konnte er sich ihr ganz widmen.

Aber Maria hatte ihn gesehen. Sie hatte die Blicke, die ganze Art der jungen, schönen Engländerin in ein paar Sekunden erfaßt. Mit einem Schlage empfand sie jenes Mäd-

Sofort wandte sie sich ab. Sie fühlte sich zu stolz, um einen Gruß zu empfangen, der mit Verlegenheit an der Seite einer anderen gegeben ward. In Angst und Besorgnis hatte sie die Fahrt nach Berlin zurückgelegt, aber immer in der festen Erwartung, durch irgend ein Versehen, durch einen törichteren Zufall, einen Irrtum alles aufgeklärt zu finden. Nun schien ihr jede Hoffnung verloren: er hatte sich also dennoch von ihr abgewendet. Ihr dünkte, es wäre nun alles vorüber, als ob ihr Herz einen Stoß bekommen, von dem es sich nie wieder aufrichten könnte. Ihr ganzer Besuch in Berlin erschien ihr zwecklos, sie wollte wieder zum Bahnhof fahren, mit dem nächsten Zuge nach München zurückzukehren, aber sie fand nicht den Entschluß, sich loszureißen. Sie fürchtete sich vor der Einsamkeit.

Lieber jetzt einen Bruch, ein Ende. Sie wollte ihm schreiben, daß es aus sein sollte zwischen ihnen, daß sie ihm ihr Wort zurückgäbe. Dann gab es die Qual der Unsicherheit nicht mehr. Dann wußte sie, ihr Glück war vernichtet, ihr Leben zerstört, sie wußte, daß es aus war für allemal, daß nichts mehr imstande war, ihr seine Liebe wiederzugeben. Wie sie das ertragen würde, begriff sie noch nicht, aber es war tausendmal leichter als dieser Jammer des Hin- und Her, dieses Besitzen, ohne daß sie recht wußte, ob sie wirklich besaß.

Sie fuhr sofort zu Selbottens, dort wollte sie ihm gleich den Brief schreiben. Sie hatte ihre Ankunft nicht angezeigt, keiner ahnte etwas davon, so traf sie niemanden zu Hause.

„Wann kommt Frau Gräfin zurück?“ fragte sie den Bur-schen.

„Jeden Augenblick müssen die Herrschaften da sein, Frau Gräfin ist an die Kriegsakademie gegangen, um Herrn Graf abzuholen.“

„Gut, dann werde ich warten.“

Maria wurde in den Salon geführt, wo sie Stassingk bei der kleinen Freundin kennen gelernt hatte. Die Koffer und Sachen waren vorderhand auf dem Bahnhof geblieben.

Als sie allein im Zimmer saß und Minute auf Minute ver-rann, ohne daß Selbottens heimkehrten, empfand sie immer stärker ihre Verlassenheit. Aber auch ihr Entschluß, Stas-singk abzuschreiben, wurde wankender mit jedem Augen-blick. Sie meinte dieses Schrittes doch nicht fähig zu sein. Wenn sie sich ganz von ihm trennen sollte, so würde sie e-nicht überleben, glaubte sie. Einer anderen konnte sie ihn nicht lassen, das ging über ihre Kraft. Wenn er ihr sogar nur halb gehörte, so gab es doch immer noch keinen Hoff-nungsschimmer für sie.

Marias Unruhe stieg, die Rückkehr der Freunde verzöger-te sich immer mehr. Als sie auf die Uhr sah, bemerkte sie, daß sie nun schon eine halbe Stunde ihren Gedanken über-lassen hier saß. Da raffte sie sich auf. Sie hielt es nicht mehr aus, ruhig zu sitzen, und sie hinterließ für die kleine Gräfin, sie würde bald wieder zurück sein. Ohne sich darüber klar zu werden, was sie tat, ließ sie die Viktoriastraße hinab, ging am Kanal entlang in die Linkstraße einzubiegen. Sie wollte wenigstens seine Fenster sehen.

Langsam schritt sie vorüber an dem Parterre, in das man keinen Blick tun konnte, weil dicke Stores dem Auge den Einblick verschlossen. Sie lugte, als ein kleines Mädchen mit einem Korbe die Tür öffnete, im Vorüberschreiten in den Flur des Hauses hinein. Noch einmal wandte sie sich zurück, in der stillen Hoffnung, er könnte etwa nach Hause zurückgekehrt sein und sie vom Fenster aus erblicken, dann wäre er ihr vielleicht nachgegangen zu Selbottens.

Als sie die Augen nach der Wohnung Stassingks wandte, bemerkte sie nicht, daß hinter ihr auf der Straße die be-scheidene, unscheinbare Frau von Lindstedts vorüberfuhr, die sich neugierig nach ihr umsaß.

Maria kehrte zu Selbottens zurück. Die kleine Freundin kam ihr schon auf der Treppe entgegen. Erschrocken rief sie:

„Um Gottes willen, Maria, Du bist wieder hier?“

„Warum nicht?“

„Weil Du Dir so alles verdirbst!“

„Was soll ich mir noch verderben!“

„Alles, Euer Zukunft!“

Maria schüttelte traurig den Kopf und trat ruhig mit der

Freundin in den Salon, wo ihr Graf Selbotten entgegenkam, ihr langsam die Hand küßte mit den bekümmerten Worten:

„Gnädige Frau, das hätten Sie nicht tun sollen!“

Die Vorwürfe brachten Maria in Erregung, der Kummer der letzten Zeit, die Müdigkeit von der langen Eisenbahn-fahrt, Abspannung, Aerger, die Aufregung über Stassingk: alles wirkte zusammen, daß sie anfang zu zittern und in einem Weinkampf zusammenbrach. Ihr Körper zuckte und bebte, sie schluchzte laut und war taub für alles Zureden der kleinen Gräfin. Als sie nach langer Zeit etwas ruhiger geworden, blieb sie doch immer noch teilnahmslos am Fen-ster stehen, hinausstarrend, ohne eine Antwort zu geben. Erst ganz allmählich fing sie an zu erzählen, wie es in München gewesen, daß er nicht geschrieben, auch nicht geant-wortet hätte auf ihr Telegramm, daß sie es nicht mehr aus-gehalten und gekommen wäre.

Jetzt erst konnten Selbottens mit ihr reden.

„Was soll nun werden?“ fragte Graf Selbotten, seine fröhliche Laune beiseite lassend, ganz ernst. Maria hatte sich wiedergefunden, sie war wieder die alte Maria da Caza, sicher, bestimmt, in ihrer geraden, königlichen Hal-tung, in aller ihrer großen, strengen Schönheit, so daß sie ein anderer Mensch zu sein schien als die gebrochene, ner-vöse Frau, die sich vor kurzem noch in Schmerzensstürmen und Krämpfen geschüttelt.

„Ich bleibe hier!“ entgegnete sie bestimmt, und ebenso bestimmt erwiderte der Offizier:

„Das dürfen Sie nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil Sie sich dadurch alles verderben!“

„Ich habe nichts zu verderben!“

„Doch, Ihren Ruf!“

Sie schwieg und ließ Graf Selbotten weiterreden, ohne ihn mit einem Wort zu unterbrechen:

„Was Sie in Ihre neue Ehe mitbringen werden, das ist Ihr Ruf. Ueber eine geschiedene Frau wird aber immer mehr gesprochen als wahr ist und als notwendig ist. Also sind Sie verpflichtet, alles zu tun, um kein Unrecht auf Ihrer Seite zu begehen. Ich bitte Sie in Ihrem eigenen In-teresse, morgen früh nach München zurückzufahren. Meine Frau wird Sie begleiten, in ein paar Tagen wäre sie ja ohnedies zu Ihnen gekommen! Die Nacht aber bleiben Sie bei uns. Man soll nicht Ihren Namen erst noch, als im Hotel angekommen, in allen Blättern lesen!“

Er hatte mit einer Sicherheit gesprochen, als dulde er keinen Widerspruch, aber Maria erwiderte leise, den Kopf schüttelnd, mit einem Ausdruck unendlicher Trauer in den großen, dunkeln Augen:

„So kann ich nicht fort, Graf Selbotten!“

„Weshalb können Sie nicht fort?“

„Ohne ihn gesprochen zu haben.“

Er zögerte eine Sekunde nur, dann gab er es nickend zu und schritt schnell davon mit den Worten:

„Ich werde ihn holen, gnädige Frau!“

Graf Selbotten ging in Stassingks Wohnung. Er war nicht zu Hause, er aß im Hotel Bristol mit einem Herrn aus Konstantinopel. Nun eilte er nach den Linden und ließ den jungen Diplomaten durch einen Kellner aus dem Speisesaal herausschicken mit der Begründung, es sei etwas sehr Wich-tiges.

Stassingk erschien lächelnd und heiterster Laune in aller seiner leichtsinnigen Ungebundenheit, mit seinem leise wie-genden Gang auf den Freund zuschreitend:

„Nun, alter Kerl, wo brennt's denn?“

Graf Selbotten legte sein Gesicht in ernste Falten:

„Frau da Caza ist da!“

Stassingk verfärbte sich. Das Diner war vortrefflich, der Wein gut, Sir Henry erzählte allerhand komische Geschich-ten aus Stambul in seiner trockenen Manier, May koket-tierte mehr denn je, und Stassingk war Feuer und Flamme für sie. Es flirtete sich so schön mit dem jungen Mädchen. Ihr halb geöffneter Mund redete eine beredte Sprache. Er ärgerte sich über die Störung. Er wußte ja, daß Maria da war, aber jetzt wollte er noch nichts davon hören, später, wenn Gilderdales abgereist, war es etwas ganz anderes. Darum antwortete er gereizt:

Weltverein

Jedem nützlich; Keine Aufnahmegebühr!
Prospekte von der
Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

„So ein Unsinn! Was kommt sie denn hier an? Sie weiß doch, daß wir uns nicht sehen dürfen!“

„Aber sie ist da!“ antwortete Graf Selbotten scharf.

„Nun ja! Was kann ich dafür? Ich habe es nicht gewollt!“

„Aber Du bist daran schuld!“

„Ich?“

„Ja, Du, denn Du hast ihr nicht geantwortet!“

„Ich habe geantwortet. Geschrieben sogar.“

Stassingks gute Laune war verflogen. Maria da Cazas Bild hatte in seinem Gedächtnis an Farbe verloren, May Gilderdale benarrschte ihn ganz mit ihrer lachenden Schönheit. Sie war in dem halben Jahre, seit er sie nicht gesehen, erst zur Reife gekommen. Er mußte die kurze Zeit bis zu ihrer Abreise noch einmal ihre Schönheit genießen, schwatzen, kokettieren, den Hof machen und flirten. Dann kam ja doch die Ehe! Er tat ja auch kein Unrecht an Maria, denn er liebte die May nicht, nur ein Strohfeuer war entzündet, das vierundzwanzig Stunden brannte. Dann erlosch es wieder und Maria da Caza trat von neuem in ihr Recht.

„Kommst Du mit?“ fragte Selbotten, doch Stassingk antwortete sofort entschlossen:

„Ich kann nicht! Das sind alte Bekannte von mir aus Konstantinopel. Der englische Botschafter, der ist mit mir wie irgend ein guter Kamerad, und dann sind Damen dabei! Da kann ich doch nicht einfach so fortlaufen, Selbotten. Das mußt Du doch auch einsehen!“

„Wer sind die Damen?“

„Die Töchter vom Botschafter.“

Graf Selbotten blickte ihn fragend an:

„Und . . . Stassingk, wegen dieser Damen hast Du für Maria keine Zeit?“

Da ereiferte sich der junge Diplomat. Seine lächelnde Leichtlebigkeit verließ ihn einen Augenblick. Er kämpfte mit sich, denn er wollte nicht herzlos erscheinen, aber daß er gezwungen sein sollte, seine Freunde in dieser Sekunde zu verlassen, weil Maria es befahl, weil sie plötzlich aus heiterem Himmel in Berlin wiedererschienen, das sah er nicht ein. Er nahm den Freund beim Arm und erklärte ihm flüsternd, sein Gastgeber habe ihn so ausgezeichnet, so liebenswürdig behandelt, daß er einfach eine grobe Taktlosigkeit begehen würde, wenn er nicht bis zum Abgang des Zuges hierbliebe!

„Wann geht der Zug?“ fragte Graf Selbotten, der sich Stassingks Gründen nicht ganz verschließen konnte.

„Elf Uhr dreißig Minuten.“

„Dann bist Du erst frei?“

„Ja. Aber dann komme ich sofort zu Euch.“

„Das ist zu spät. Das will ich nicht. Dann siehst Dich jemand erfährt, daß sie bei uns war. Nein, dann verderbt Ihr wieder alles. Wir halten gewiß zu Euch beiden, aber das will ich nicht. Dem setze ich mein Haus und meine Frau nicht aus! Halb Zwölf ist zu spät. Also wann kommst Du?“

Stassingk war im Aerger leicht errötet. Nun sagte er erregt:

„Tut mir leid, vorher kann ich nicht.“

Graf Selbotten erwiderte verstimmt im selben Ton:

„Nachher kann ich nicht.“

Da öffnete sich die Tür vom Speisesaal, und Selbotten bemerkte, wie sich ein blonder Mädchenkopf zur Seite neigte und versuchte, Stassingk zu sehen. Zugleich trat der Oberkellner heran:

„Die Herrschaften lassen bitten, zu kommen. Herr Graf möchte doch den Herrn mitbringen, hat das gnädige Fräulein gesagt.“

Stassingk stand wie auf Kohlen, und als der Freund ihm drohend sagte:

„Morgen ist's zu spät!“ hatte er als Antwort nur ein wütendes:

„Dann kann ich's eben nicht ändern! Meine Freunde die wartet . . .“

Er wollte gehen, maßigte sich noch rechtzeitig ein wenig und setzte hinzu, etwas beschämt über sich selbst, schon wieder der alte Stassingk werdend:

„Kommst Du mit herein?“

Doch als Graf Selbotten schroff antwortete:

„Nein, Frau da Caza wartet auf mich!“ da gelang es ihm doch nicht, seines Trotzes Herr zu werden: er reichte dem Freunde zum Abschiede nur kurz die Hand und verschwand im Speisesaal.

Diesen Ausgang hatte Graf Selbotten nicht erwartet. Wie betäubt ging er nach Hause. Vielleicht hatte er seine Sendung nicht diplomatisch genug angefaßt. Aber er rechnete damit, daß Stassingk zwar nachlässig mit Briefschreiben gewesen, doch Maria da Caza noch liebte wie sonst, denn noch vor ein paar Tagen beim Corso hatte er ihm, huf d' Wagen deutend, gesagt:

Ich habe sie alle gemustert, unsere süßen, kleinen Damen, sie sind ja lieb und nett und reizend, aber nir ist's als fehlte eine wirkliche Schönheit! Die gibt's eben nur einmal: Maria da Caza!

Als nun Maria fragte:

„Kommst er?“ und Erwartung und Glück, ihn zu sehen, aus ihren Augen leuchtete, da wußte Graf Selbotten nicht, wie er es ihr sagen sollte. Sie hing an seinen Lippen. Ein kleines Zögern genügte ihr schon, die Wahrheit zu ahnen. Bestimmt, ergeben aber mit unendlicher Bitterkeit sprach sie:

„Also er kommt nicht!“

Es klang so traurig, daß Graf Selbotten seine Frau ansah, ihr einen Wink zu geben, sie sollte Maria trösten. Die kleine Freundin lehnte sich schmeichelnd an sie an:

„Er wird Dienst haben! Er wird nicht können! Maria! Sicher, er hat Dienst. Irgend was im Auswärtigen Amt.“

„Hat er Dienst?“ fragte Maria scharf. Dabei richtete sie ihr Auge so durchdringend auf den Grafen, daß er die Wahrheit sagen mußte:

„Nein!“

Nun wußte sie auch, ohne nur ein Wort noch zu fragen, was es war. Aller Trost, daß er hatte morgen kommen wollen, daß er bestimmt erscheinen würde, daß es vielleicht besser und richtiger wäre, er käme nicht, um doch jedes Gerede der Menschen von vornherein gegenstandslos zu machen, alles nützte nichts. Sie schüttelte nur immerfort traurig den Kopf, indem sie ein Mal nach dem anderen wiederholte:

„Er kommt nicht!“

Als ihr dann die kleine Freundin zureden wollte, schüttete sie ihr das Herz aus, ganz gefaßt, nur mit grenzenlosem Weh in der Stimme, zitternden Tones, aber wie ergeben in etwas Unüberwindliches, Unabwendbares:

„Er kann nichts dafür, er kann nicht gegen seine Natur. Ihm ist eine stete Liebe nicht gegeben. Es ist doch immer mit ihm so gewesen, ich habe es nur nicht geglaubt, weil ich es nicht glauben wollte. Aber in Stockholm war es wie in Washington, wie in Madrid und Konstantinopel. In Berlin ist's auch nicht anders gewesen, denn die Prinzessin, die arme, gute, kleine, dicke Prinzess, die habe ich doch verdrängt, weißt Du nicht? Soll ich mich nun wundern, wenn es mir ebenso geschieht? Tue ich nicht dasselbe mit meinem Mann? Verlasse ich den nicht auch? Der ist immer zuvorkommend gegen mich gewesen und hat jede Rücksicht gebraucht gegen mich, wenn wir uns eben auch nicht mehr lieben konnten. Hart ist er nie gegen mich gewesen. Undankbar auch nicht, denn er wußte, was ich ihm galt. Nun bin ich die Undankbare. Denn ich bin doch auch glücklich gewesen in der Villa. In der alten, lieben Villa dort drüben. Nun verlasse ich ihn. Da darf ich nicht böse sein, wenn mir auch Bitteres geschieht.“

Dann aber, als sie sich trennten, um zur Ruhe zu gehen, und die Freundin sie noch zu ihrem Zimmer geleitet, fiel, wie die beiden allein waren, Maria plötzlich der kleinen Gräfin um den Hals und gestand ihr in wilden, glühenden Worten:

„Aber ich liebe ihn! Ich liebe ihn doch! Ich kann ja nicht

anders! Das ist mein Elend, ich kann, kann ja nicht anders, ich muß ihn lieben! Ehrlich ist er, sein Wort wird er halten, mag er jetzt tun, was er will. Wenn ich einmal seine Frau sein werde, dann wird er erst sehen, wie ich ihn liebe, und dann kehrt er wieder zu mir zurück.

Maria nahm Stassingks Bild aus ihrer kleinen Handtasche und betrachtete es lange, indem neue Hoffnung ihr das Herz schwellen ließ. Nachdem sie es geküßt, stellte sie es sich ans Bett, immer noch in der stillen Ahnung, er würde wie bei ihrer ersten Abreise von Berlin, am anderen Tage auf dem Anhalter Bahnhofe sein.

Dann wäre alles vergeben und vergessen gewesen.

Aber am nächsten Morgen war Graf Selbotten der einzige, der ihnen das Geleit gab. Vom Bahnhof aus mußte er dann geradewegs zu seinem Dienst in die Kriegsakademie.

Die kleine Gräfin weinte doch ein wenig, als sie Abschied nahm von ihrem Mann. Auch ihm waren die Tränen nahe, denn die kleine Tochter ging natürlich mit, und nun blieb nichts mehr bei ihm im Hause als der Bursche mit den Pferden.

„Ich danke Ihnen tausendmal, daß Sie sich jetzt schon mitlassen!“ sagte Maria, indem sie Graf Selbotten, als sich der Zug in Bewegung setzte, die Hand hinstreckte, die er an die Lippen zog.

„Haben Sie Mut! Es wird alles wieder werden! Ich gehe heute zu ihm! tröstete er noch, dann gab er schnell seiner Frau einen Kuß und sprang vom Trittbrett, da der Schaffner in bestimmtem Tone darum bat.“

Die Damen winkten mit den Tüchern, er mit dem Handschuh. Maria spähte noch einmal nach Stassingk aus, dann verließ der Zug die Halle. Und wieder glitten die Hinterfronten der großen Häuserviertel vorüber, der Kanal mit dem Frühgeschäftsleben der Großstadt, dann das Tempelhofer Feld, die Vororte. Nun kamen Aecker, Wiesen, Sandfelder, Heide, Wald und Bruch der Mark. Immer weiter lag Berlin hinter ihnen.

Es wurde kein Wort gesprochen, nur das Kind gab Laute von sich und blickte, auf dem Arm des Kindermädchens, neben der Agnes saß, erstaunt zum Fenster.

Die beiden jungen Frauen befanden sich einander gegenüber, beide bewegt vom Abschied, beide ihren Gedanken überlassen. Sie sprachen lange Zeit hindurch kein Wort. Maria dachte daran, wie sie vor ein paar Wochen das erste Mal Berlin verlassen, und wie sie heute wiederum der Stadt entflo, wo sie weilte, wo ihr Glück blieb.

Sie neigte sich zu Gräfin Selbotten und sagte leise mit ängstlicher Bitte:

„Nicht wahr, aber Du bleibst mir treu!“

Da küßte die kleine Freundin sie, traurig lächelnd, auf die Wange.

XIX.

Herr da Caza hatte eine unruhige Nacht gehabt. Am Abend vorher war er mit dem ganzen Kreise bei Lindstedts gewesen. Nur Selbottens, die mit dem Regierungsrat nicht übereinstimmten, fehlten, wie sie sich überhaupt seit Maria's Abreise fern hielten, da sie, wie man wußte, für sie Partei ergriffen. Der Regierungsrat hatte Herrn da Caza beiseite genommen und ihm gesagt:

„Hören Sie mal, lieber Caza, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Ihre Gattin wieder hier gewesen ist, vor einer Stunde hat meine Frau sie in der Linkstraße aus einem bestimmten Hause kommen sehen. Und was meine Frau — die ja natürlich weiter keinen Gebrauch davon macht — gesehen hat, na, das können ja tausend andere auch gesehen haben. Sie müssen nicht böse sein, lieber Caza: Sie wissen ja, wie sehr ich Ihre Gattin verehere, aber nicht wahr?“

Darauf hatte Herr da Caza, der sich niemals ereiferte, nur kurz geantwortet:

„Gut. Danke. Ich werde meine Maßregeln treffen!“

Nun war ihm die Sache die ganze Nacht im Kopf herumgegangen. Er verstand Maria nicht, er glaubte nicht an das, was ihm der Regierungsrat gesagt. Frau von Lindstedt mußte sich geirrt haben! Im ganzen würde er der Nachricht wenig Gewicht beigemessen haben, wenn sie nicht gerade von

Lindstedts ausgegangen wäre. Denn wußte er genau, daß die Ereignisse in seiner Ehe in Gestalt eines Witzwortes bald das Tiergartenviertel erheitern würden. Zum Gespött wollte er sich jedoch nicht machen. Aus Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung hatte er bisher die Sache vertuschen wollen, bis Maria zur Vernunft gekommen wäre. Jetzt aber galt es nicht mehr, einen Skandal vermeiden. Wenn er seine gesellschaftliche Stellung bewahren wollte, mußte er nun im Gegenteil Notiz von der Sache nehmen und sofort allen Weiterungen ein Ende machen. Gerade jetzt wäre ihm jeder Zweifel an seiner Person besonders unangenehm gewesen. Er arbeitete eben daran, das Ballspiel zu Pferde, Pola, das in dem Highlife der europäischen Großstädte eine Rolle zu spielen begann, auch in Berlin einzuführen. Einen Poloklub wollte er gründen, der ihm ein erneutes Relief verliehen hätte.

So war er entschlossen, gleichviel, ob das Gerücht auf Wahrheit beruhte oder nicht, augenblicklich Stassingk zu fordern.

Er telephonierte sofort nach Karlshorst, daß er heute nicht zur Morgenarbeit der Pferde erscheinen könne, und fuhr zu Rittmeister Hendrich, um ihn zu bitten, sein Sekundant zu sein. Als zweiten Sekundanten wollte er zuerst Mister Easby wählen, doch er besann sich, daß ein Offizier am Ende geeigneter wäre. Es schmeichelte ihm, sich durch zwei Offiziere vertreten zu sehen, und er bat Leutnant von Remer um die Gefälligkeit.

Beide Herren waren zu Hause, nahmen augenblicklich die Sache in die Hand und fanden sich schon vor halb neun Uhr in Stassingks Wohnung ein.

Der junge Diplomat hatte seine Schroffheit im Bristol bereut, und nun, wo May Gilderdale nicht mehr ihren neuen Zauber auf ihn übte, verblaßte allmählich ihr Bild, und er schämte sich über sein Benehmen gegen Selbotten und Maria. Ihre Schönheit stand wieder vor seinen Augen. Trotz allem und allem wurde sie ja seine Frau. Er beschloß, auf den Bahnhof zu gehen, um ihr ein paar Blumen zu bringen und ihr zu sagen, daß er sie doch noch liebe und sie ihm verzeihen möge. Er wußte ja, sie fuhr heute früh mit dem Schnellzuge nach München zurück.

Als er eben das Haus verlassen wollte, kamen die Sekundanten Herrn da Caza. Nichtwissend, was sie zu ihm führte, wollte er ihnen freundlich Guten Morgen sagen, als er die ernste Miene bemerkte, mit der sie grüßten.

„Wir möchten Sie einen Augenblick sprechen!“ sagte Rittmeister Hendrich. Nun ahnte Stassingk, was geschehen sollte. Er trat in den Hausflur zurück an seine Tür, die er mit dem Drücker öffnete:

„Bitte, sehr gern!“

Als sie in seinem Zimmer standen, nahmen sie nicht Platz, sondern Rittmeister Hendrich erklärte sofort etwas zurückhaltend, aber sehr artig:

„Ich habe die Pflicht zu erledigen, Ihnen eine Forderung von Herrn da Caza zu überbringen, wegen einer Angelegenheit, die eine ihm nahestehende Dame betrifft. Der Name ist Ihnen beiden bekannt, soll jedoch auf seine Bitte, falls Sie damit einverstanden sind, nicht genannt werden.“

Stassingks Züge nahmen einen ersten Ausdruck an. Er machte eine stumme Verbeugung. Der Rittmeister fuhr fort:

„Darf ich um Ihre Antwort bitten?“

„Ich werde Ihnen meine Sekundanten schicken, sobald ich weiß, welche Herren die Freundlichkeit haben wollen, mir zur Seite zu stehen. Ich hoffe, sie können bis zwölf Uhr in Ihrer Wohnung eintreffen.“

Darauf machte Rittmeister Hendrich und Leutnant von Remer eine stumme Verbeugung, die Stassingk ebenso erwiderte.

Als sie verschwunden waren, atmete Stassingk tief auf und warf die Maria zugeordneten Blumen auf den Schreibtisch, der dicht mit Photographien bestellt war, so daß zum Schreiben kaum Platz blieb. Es waren lauter Damenbilder; mit Unterschrift und Widmung die meisten. Vorn an stand ein kleines von Maria da Caza, das einzige, das er besaß. Daneben lag eine Photographie von May Gilderdale, die er erst gestern erhalten.

Er sann nach: jäh war der Ernst des Lebens an ihn heran-

getreten; mit dem losen Schmetterlingsdasein war es plötzlich vorbei, binnen achtundvierzig Stunden stand er vor der Mündung einer Pistole und die Entscheidung war da, vielleicht das Spiel für immer. Er erinnerte sich plötzlich, daß einmal bei Cazas, bei Tisch, von Kunstschützen gesprochen war und jemand behauptete, Herr da Caza, der sich trotz seines einen Auges oft in Monte Carlo und Spaa beim Taubenschießen erste Preise geholt, habe eine so sichere Hand, daß er mit der Pistole auf dreißig Schritt die Flamme einer brennenden Kerze ausschießen könne.

Da kam es Stassingk ganz eigen an, diese Erinnerung ärgerte ihn. Er dachte an Maria: sollte Herr da Caza sich plötzlich zu diesem Schritte entschlossen haben, weil er sie hier gesehen? Aber er ward nicht bitter gegen sie. An die Möglichkeit, daß dies einmal kommen könnte, hatte er doch immer gedacht. Nun mußte er seine Sache ausfechten.

Er stand auf und ging zur Kriegsakademie, um Graf Selbotten als seinen ältesten Freund zu bitten, sein Sekundant zu sein. Er traf ihn im Treppenhaus, wie er sich eben anschicken wollte, in den Hörsaal zu gehen:

„Ich muß Dich einen Augenblick sprechen!“

„Sie ist eben fort!“ antwortete Selbotten kalt, und Stassingk zog ihn in eine Ecke:

„Es tut mir leid, was ich gestern getan habe, aber es ist nun mal geschehen, und nun ist etwas Neues eingetreten. Herr da Caza hat mich vor einer Viertelstunde gefordert, sonst wäre ich noch auf den Bahnhof gekommen! „Caza?“

„Ja. Und ich habe eine Bitte: Willst Du mein Sekundant sein?“

Graf Selbotten zögerte einen Augenblick, aber er konnte es dem Freunde nicht abschlagen:

„Sehr gern.“

„Ich danke Dir.“

„Und wen wählst Du noch?“

„Einen Kollegen aus dem Auswärtigen Amt, denke ich. Einen Herrn von Kreuth.“

Sofort machte sich Graf Selbotten vom Dienste frei, dann fuhren die beiden zum zweiten Sekundanten, einem langen, hageren Mann mit kleinem Schnurrbärtchen und der rechten Backe voll Schmissn, der sich augenblicklich zu seinem Ehrenamte bereit erklärte. Darauf kehrten die drei in Stassingks Wohnung zurück. Unterwegs war nicht von der Forderung gesprochen worden.

Sie setzten sich, steckten sich eine Zigarette an, und Graf Selbotten bat um Instruktion für ihr Verhalten. Darauf erklärte Stassingk, äußerlich ruhig, doch mit starker Erregung:

„Also, meine Herren, ganz kurz: die Forderung geht von Herrn da Caza aus, dessen Sekundanten Rittmeister Hendrich und Leutnant von Remer sind. Herr da Caza ist der Beleidigte. Es handelt sich um eine Dame, deren Namen er nicht genannt zu hören wünscht, womit ich einverstanden bin. Der Grund ist Herrn da Caza wie mir bekannt, und wie ich Ihnen auf mein Wort versichern muß, derart, daß er einer Beleidigung stärkster Art, sagen wir einem Schlage gleich zu achten ist. Sie können also ruhig Ihr Amt übernehmen.“

Er blies den Rauch seiner Zigarette heftig von sich. Herr von Kreuth klemmte sich auf die Nase einen Kneifer, den er in die oberste Westentasche eingeklinkt zu tragen pflegte. Dann fragte er:

„Sie geben also damit Herrn da Caza Wahl der Waffen, Art des Duells und Distanz preis?“

„Ja!“

Graf Selbotten sprach:

„Du wirst uns aber wohl erlauben, die Sache so günstig für Dich zu machen, als es möglich ist! Das ist unsere Pflicht. Bist Du damit einverstanden? Sonst kann ich wenigstens, und Herr von Kreuth wird wohl meiner Ansicht sein, die Verantwortung nicht übernehmen!“

Herr von Kreuth pflichtete ihm bei. Stassingk erklärte sich nach kurzem Zögern einverstanden.

Ehe sich die beiden Sekundanten entfernten, um die Sekundanten des Gegners aufzusuchen, sagte Graf Selbotten

noch, den Freund einen Augenblick beiseite nehmend:

„Sie ist es wert, sich um sie zu schlagen, das kannst Du mir glauben, aber Du weißt es vielleicht gar nicht einmal!“

Stassingk nickte nur und blickte den Davonschreitenden nach. Der fröhliche Zug, der immer um seine Lippen schwebte, war verschwunden. Er sah sehr ernst aus. Beängstigung, Unruhe fühlte er nicht, er ging seinem Schicksal ruhig entgegen, aber es war ihm, als sei er reifer und älter geworden, als müsse er sich nun Rechenschaft geben über sein Leben. Er stand an einem Wendepunkt, vielleicht am Ende. Er dachte an Maria, wie das alles so ganz von selbst, fast ohne sein Zutun gekommen, als hätte es nicht anders geschehen können.

Dann dachte er an seinen Gegner. Er war ihm vollkommen gleichgültig. Beim besten Willen vermochte er es nicht, sich über ihn zu erzürnen, zu ärgern, ihn zu hassen. Er sprach mit ihm, als Herr da Caza lüchelnd gemeint, hatte ihm nichts getan, er war immer sehr liebenswürdig, korrekt, höflich gegen ihn gewesen. Er erinnerte sich des Stassingk käme ja doch nur wegen seiner Frau, um mit ihr ein wenig zu flirten, aber das tue ja nichts und sei ihm gleichgültig. Nun hatte er das Gefühl, als wäre er eigentlich Herrn da Caza im Grunde genommen doch auch gleichgültig. Auch er würde sich wohl nicht über ihn ärgern, ihn nicht hassen.

Aber der Form wegen mußten sie sich schießen.

Durch diesen Gedankengang kam er darauf, daß Herrn da Caza eigentlich gar nichts daran gelegen sein konnte, ihn zu töten oder nur zu verletzen. Maria war ihm wahrscheinlich auch gleichgültig. Ihm war es nur um das Gerede der Leute zu tun. Wenn er sich schoß, so war der Form Genüge geschehen. Nur darauf kam es ihm an. Im Gegenteil konnte ihm an einem bösen Ausgang nichts gelegen sein, da ein solcher doch vielleicht seine Stellung in Berlin erschüttert hätte.

Nun ward Stassingk wieder etwas leichter zu Sinn, als er sich zurecht philosophiert, daß ihm ernstlich nichts widerfahren könnte. Er nahm seinen Hut und ging aufs Auswärtige Amt, um seine Bureaustunden abzusitzen. Er hinterließ, daß er sofort benachrichtigt werden sollte, sobald die beiden Herren zurückgekommen wären.

Doch als er gegen halb drei Uhr nach Hause kam, waren sie noch immer nicht dagewesen. Er wartete lange Zeit voller Ungeduld, dann aber knurrte ihm der Magen und er ging essen, aber absichtlich nicht dorthin, wo er Bekannte getroffen hätte, sondern in ein Restaurant, wo er niemand fand.

Als er wiederkam, fand er die Herren in seiner Wohnung vor. Herr von Kreuth empfahl sich sofort, nachdem er nur mit Graf Selbotten kurz Stassingk erklärt, wie die Bedingungen lauten sollten:

„Zwanzig Schritt Barriere, dreimaliger Kugelwechsel. Stelldichein am nächsten Morgen früh fünf Uhr an einer bezeichneten, vereinbarten Stelle auf einer Waldblöße im Grunewald.“

Stassingk reichte Herrn von Kreuth, der einen Arzt benachrichtigen sollte, die Hand mit den Worten:

„Ich danke Ihnen tausendmal, lieber Kreuth!“

Dann blieb er mit Graf Selbotten allein. Eine Weile sprach keiner von ihnen ein Wort, bis endlich Stassingk mit einem leichten Seufzer und einem Zucken um die Mundwinkel sagte:

„Hättest Du das gedacht, Selbotten?“

„Offen gestanden, nein. Ich weiß auch jetzt noch nicht, wie Herr da Caza plötzlich zu seinem Entschlusse gekommen ist! Hendrich wollte zuerst durchaus fünfzehn Schritte durchsetzen, bis wir ihn auf zwanzig brachten.“

Stassingk zuckte die Achseln:

„Mir wären fünfzehn auch recht gewesen!“

„Aber uns Sekundanten nicht! Wir müssen für Dich sorgen!“ erwiderte schnell Graf Selbotten. Er wollte noch hinzufügen, weil Herr da Caza seiner Waffe sicher wäre, doch er verschluckte es lieber. Sie hatten den Vorschlag der Pistole annehmen müssen, denn abgesehen davon, daß Stassingk als Beleidiger jede Wahl des Beleidigten gut heißen mußte, kam noch der Umstand in Betracht, daß Herr da Caza

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721

Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo

Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard

João Heinrich

nur ein Auge besaß und man ihm daher entgegenzukommen hatte.

Graf Selbotten fragte noch den Freund, ob er besondere Wünsche habe, die berücksichtigt werden könnten; als dieser verneinte, ob er lieber den Abend allein für sich bliebe, oder ob sie zusammen etwas unternähmen. — Stassingk wußte nicht recht, wofür er sich entscheiden sollte. Allein sein wollte er nicht und er mußte doch Verschiedenes ordnen. Schließlich kamen sie überein, daß Stassingk gegen Abend zu Graf Selbotten kommen und dort übernachten sollte, da die Gräfin ja, wie er gehört, mit Maria abgereist war. Dadurch vermied er es, seinen Diner, einen neugierigen alten Hasenfuß, auf irgendwelche Vermutungen zu bringen. Es sollte heißen, er wäre abgereist. Am anderen Morgen würde dann Herr Kreuth, in Begleitung des Arztes, mit einer Droschke nach dem Kampfplatze fahren, Stassingk aber und Graf Selbotten auf anderem Wege nach dem Grunewald reiten, so daß jedes Aufsehen vermieden ward.

So konnte es auch eingerichtet werden, daß Herr von Kreuth, ein lieber Kollege Stassingks, aber doch nicht mehr als ein guter Bekannter, den Abend nicht zwischen den beiden Freunden stand.

Nun war Stassingk wieder allein und wiederum überschlich ihn das Gefühl, als sei es noch gar nicht so weit, als könne das alles nicht unerbitterlicher Ernst sein.

Er setzte sich in eine Ecke seines behaglich ausgestatteten Zimmers, das jedoch nicht ganz die gemietete Einrichtung verleugnete, und steckte sich eine Zigarette an. Langsam paffte er den Rauch vor sich hin, sich seinen Gedanken überlassend, dann stand er auf und begann in seinem Schreibtisch zu kramen. Eine Menge Erinnerungen aller Art, Briefe, Tanzkarten, Bilder fielen ihm in die Hand. Zum Teil Sachen, an die er nie wieder gedacht hatte. Er besah sie, belächelte einzelnes, anderes betrachtete er wehmütig und entschloß sich schließlich, alles zu verbrennen. Als jedoch das erste Zündholz in Brand gesteckt war, kam er auf andere Gedanken. Diese kleinen Erinnerungen waren ja ganz spaßhaft. Warum sollte er sie sich für später vernichten? Seine Verhältnisse waren schnell geordnet, das übrige würde er Selbotten übergeben für den Fall, daß ihm wirklich etwas zustoßen sollte, was ja aber für ziemlich unwahrscheinlich gelten konnte.

Einen Brief an Maria würde er heute abend schreiben. Jetzt sehnte er sich hinaus, in Menschenleben und Treiben. Es war ein heller, freundlicher Tag mit lachender Sonne. Draußen in Hoppegarten wurden Rennen gelaufen. Herr da Caza war sicherlich draußen, aber was tat das!

Es war zwar etwas spät, aber zwei Rennen würde er noch sehen können, und vor allem half es ihm über die Zeit bis zum Abend hinweg. Er freute sich über seinen Entschluß, ließ alles stehen und liegen, nahm eine Droschke und fuhr zum Bahnhof Friedrichstraße. Ein Zug ging gerade ab. Und seine Stimmung ward unter den Sonnenstrahlen und lachenden Fluren draußen immer rosiger, als ginge er gar nicht in etwa zwölf Stunden dem ernstesten Schritt seines Lebens entgegen.

Als er vom Hoppegartener Bahnhof aus dem Rennplatze zuschritt und von weitem die Glocke am Sattelplatze klingen hörte, dachte er nur noch daran, er könnte etwa das Rennen versäumen. Aber es war noch nicht so weit, die Pferde teilten eben das Publikum, um vom Sattelplatz zur Bahn geleitet zu werden.

Ein eigener Zufall wollte es, daß der erste Bekannte, den Stassingk erblickte, Herr da Caza war. Er stand ihm genau gegenüber und musterte, ohne eine Miene zu verziehen,

mit seinem kalten, starren Auge, die Pferde, die an ihm vorbeigingen. Einem Jockei in der Cazaschen schwarzen Jacke nickte er beim Vorüberreiten zu. Das hübsche, bräunliche Gesicht mit dem schwarzen, spitz geschnittenen Barte blieb unbeweglich. Als der letzte Gaul vorbei war, gewahrten Stassingk und Herr da Caza einander gleichzeitig. Beide zogen angemessen, höflich den Hut.

Das Rennen begann. Während die Pferde liefen, die ihm völlig einerlei waren, musterte der junge Diplomat die Logen nach bekannten Damen. Die Cazasche Loge war nicht leer, wie er erwartet, sondern Lindstedts, die kein Rennen, auch nicht in Hoppegarten — versäumten, und Charriers, die sich überall einfanden, wo es kein Geld kostete, saßen dort. Von sonstigen Bekannten erblickte er niemand. Nur Mister Easby, dessen Schlüsselbein wieder in Ordnung war, lehnte an der Barriere, hart am Geläuf, und verfolgte mit seinem mächtigen Krimstecher das Rennen.

Es war nur kurz: der Stall Caza gewann.

„Nun, mein lieber Stassingk, die schwarze Jacke hat wieder Dampf aufgesetzt!“ sagte der Regierungsrat in der Pause zu Stassingk, dem es auffiel, daß die Charriers heute gegen ihn zurückhaltender waren als sonst, aber ihn mit neugierigen Augen betrachteten. Er machte ein gleichgültiges Gesicht:

„Ich gönne der schwarzen Jacke jeden Sieg!“

Dann wandte er sich ab, um nach anderen Bekannten zu suchen. Lindstedts paßten ihm heute nicht, und in die Cazasche Loge konnte er ja nicht mitgehen. Deshalb war er sehr zufrieden, als das letzte Rennen schnell folgte, und ein wenig verstimmt verließ er den Rennplatz, um mit dem ersten am Bahnhof bereitstehenden Zuge zurückkehren zu können.

Sofort fuhr er zu Selbotten, als er in Berlin ankam. Sie aßen zusammen. Stassingk erzählte ihm, daß er in Hoppegarten gewesen und sich dort gelangweilt hätte. Sie sprachen von allgemeinen Dingen, von Politik, von einem Pferdekauf, von Reisen, von der Kriegsakademie. Erst als sie drüben in Graf Selbottens Zimmer allein saßen, ohne daß das Ohr des Dieners sie gestört hätte, kamen sie auf das zu sprechen, was ihnen bevorstand:

„Ich hoffe, Stassingk, wir haben nach Deiner Zustimmung gehandelt, indem wir darauf drangen, nicht eigene Waffen zu nehmen, sondern solche, die beiden Gegnern unbekannt sind und die wir Sekundanten mitbringen!“

„Gewiß! Gewiß, Selbotten!“

„Hm! Es wird ja nicht zu heiß werden. Hm.“

„Besser, als zu kalt!“

„Warum?“

„Weil man frieren könnte, wenn es kalt ist, und zittern. Das sieht dann dumm aus.“

„Es wird ja nichts passieren.“

„Na, man kann's nie vorher wissen, Selbotten, nicht wahr?“

„Ich glaube aber nicht dran!“

„Ich auch nicht.“

Es entstand eine längere Pause, dann fragte Stassingk plötzlich:

„Sage mal, Selbotten, wer hat den ersten Schuß?“

„Eigentlich hätte ihn Caza gehabt, aber da die Distanz gering ist, sind wir überein gekommen, zu lösen!“

„So!“ antwortete Stassingk äußerlich gleichgültig, doch man sah ihm an, daß er sich erleichtert fühlte. Eine gedrückte Stimmung drohte sie zu überfallen, als Graf Selbotten das Gespräch auf Maria brachte. Und mit dem Namen war es, als wiche ein Bann von ihnen. Selbotten machte dem Freunde Vorwürfe darüber, daß er gestern abend nicht ge-

kommen. Er schilderte Marias Zustand, ihren Kummer, ihre Besorgnis, ihre Liebe zu ihm:

„Ja, Stassingk, wie diese Frau Dich liebt, das weißt Du, glaube ich gar nicht so! Das verdienst Du gar nicht. Sie täte einfach alles für Dich. Ich glaube, Du könntest machen, was Du wolltest, sie würde Dich doch lieben. Denke Dir nur einmal: sie verläßt ihren Mann, ihre Kreise, ihre Freunde, Berlin, wo sie, man möchte fast sagen dazugehört, alles verläßt sie um Deinetwillen, ohne ein Wort zu verlieren, als wäre es ganz selbstverständlich, daß sie für Dich alles tun muß. Und Du dankst es ihr, indem Du ihr nicht schreibst, nicht einmal antwortest. Die angebetete Frau, für die so und so viele ich weiß nicht was, geopfert hätten!“

Stassingk schwieg beschämt. Er begriff selbst nicht, wie das alles so gekommen. Er verstand seinen Leichtsin, seine Bummelei nicht, und wie er nun bei des Freundes Worten immer wieder an Maria dachte, da erschien sie ihm von neuem in aller ihrer Schönheit so begehrenswert, wie noch nie eine Frau in seinem Leben. Er freute sich, als ihr Ritter zu kämpfen, und er reichte Selbstott wie zu einem Versprechen die Hand:

„Mit Morgen will ich beginnen, alles wieder gut zu machen.“

„Aber nun geh auf Dein Zimmer, Stassingk. Wir wollen uns trennen für heute abend. Du willst ja noch schreiben. Dann darfst Du nicht zu spät zu Bett gehen, denn morgen früh müssen wir zeitig heraus, und Du sollst frisch sein!“

Sie drückten sich noch einmal herzlich die Hand, und verabredeten das Wachen am nächsten Morgen.

Stassingk blickte sich in seinem einfachen, kleinen Zimmer um, das Fremdenzimmer der Selbstott. Maria war die letzte gewesen, die es benutzt, und es ward ihm ganz wehmütig zu Sinn, wenn er daran dachte. So setzte er sich an den Tisch, um ihr zu schreiben, für den Fall, daß er etwa unter dem Feuer seines Gegners bleiben sollte. Er wollte nicht daran glauben, aber er mußte die Möglichkeit immerhin annehmen.

Dadurch geriet er in eine traurige, weiche Stimmung, und je länger er darüber zubachte, die Feder weggelegt träumend und sinnend, um zwischendurch wieder ein paar Sätze zu Papier zu bringen, desto stärker wurde seine Ueberzeugung, daß es wirklich sein letzter Abend wäre. Er ließ sein ganzes vergangenes Leben an sich vorbeigleiten.

Alle die Frauen standen ihm wieder vor Augen, mit denen er süße Worte getauscht. Es war ihm, als könne er jetzt leidenschaftslos seine Vergangenheit betrachten.

Er dachte an seine Anfänge in Stockholm, an die großen, blonden Frauen, an Madrid mit seinen dunklen Schönheiten, deren eine ihm auch, fast ohne seine Schuld, seinen Posten — Ein leises Lächeln flog über sein hübsches, offenes Gesicht. Dann erinnerte er sich der seligsten Zeit, wo der Flirt ihn mit hundert jungen Mädchen verbunden: Was hington-Newport. — Und endlich fiel ihm die Frau wieder ein, die ihn aus Stambul verdrängt.

Die gute, kleine dickliche Prinzessin stand vor seiner Phantasie. Sie hatte ihn so unaussprechlich lieb, das wußte er, und das rührte ihn. Aber er mochte sie ja nicht! Arme kleine Prinzessin!

Dann war Maria gekommen, und doch auch ihr Bild war zu Zeiten verblaßt vor der blonden May Gilderdale. Aber May! Was war sie ihm heute? Maria gab es nur für ihn.

Und in seinen Brief flossen von all den Widersprüchen, die in ihm waren, von den Gedanken allen dieses Abends vor der Entscheidung, von seinen Zweifeln, von seiner Liebe, von seinem Wankelmüt, seinem bangen Zagen vor dem Ausgang des Kampfes, von allem einzelne Worte.

Als er den Namen darunter setzte, war es schon spät geworden. Er legte sich für die paar Stunden, die ihm noch blieben, zu Bett, aber er konnte nicht schlafen, ihn Tröstelte und er schauerte zusammen, weil er sich müde, übernächtigt, abgespannt fühlte. Immerfort sah er nach der Uhr, nachdem er Licht gemacht, weil er fürchtete, er möchte die Zeit verschlafen. Er überlegte sich, was er tun sollte, wenn ihm durch das Los der erste Schuß zufiele, ob er versuchen sollte, den Gegner zu treffen, oder nicht. Dann stellte er

sich die Frage, was das beste sei, stehen zu bleiben zum Abdrücken, oder vorzugehen bis an die Barriere. Was sollte er machen, wenn Herr da Caza zuerst schloß und fehlte?

Diese Vorstellungen erregten seine Phantasie immer mehr, so daß er keine Möglichkeit sah, einzuschlafen.

Da dachte er daran, daß in diesem selben Bett, in dem er jetzt lag, vor einer Nacht Maria geruht. Ihre Gestalt stand ihm wieder vor der Seele, in ihrer stolzen Haltung, in aller ihrer Schönheit, im Ballkleid, ihr Diadem im Haar wie eine Königin.

Diese Frau war der Preis, diese Frau liebte ihn. Der Gedanke verließ ihn nicht, und indem er so die hin und her irrenden Bilder an einem Punkt festhielt, fielen ihm schließlich die Augen zu und er schlief ein.

XX.

Aufstehen! Stassingk! Aufstehen! — rief Graf Selbstott, indem er an Stassingks Tür klopfte.

Stassingk fuhr in die Höhe. Er hatte wirr geträumt und wußte zuerst nicht, wo er sich befand. Erst allmählich erinnerte er sich alles dessen, was am Tage vorher geschehen. Schnell sprang er aus dem Bett, sich anzuziehen. Dann ging er hinüber ins Eßzimmer, wo Graf Selbstott schon mit dem Frühstück auf ihn wartete. In einer Wiener Kaffeemaschine bereitete er selbst den Kaffee, auf einem Brenner brodelte das Wasser, um Eier zu kochen.

Stassingk hatte ein paar Briefe mitgebracht: ein Schreiben an den einzigen näheren Verwandten, den er besaß, einen Stiefbruder, eines an seinen Chef im Auswärtigen Amt, eines an den Kommandanten von Selbstotts Regiment, bei dem er Reserveoffizier war, und eines an seinen Sachwalter.

„Das besorgst Du wohl, falls es nötig sein sollte!“ sagte er, indem er dem Freunde die Briefe gab und noch den an Maria dazulegte mit den Worten:

„Den vor allem! Er ist an Maria für den Fall, daß mir was passieren sollte!“

Graf Selbstott zwang sich möglichst heiter zu sein:

„Gut, meinetwegen. Ich schließe sie ein und wenn wir zurückkommen, kriegst Du sie wieder!“

Dann frühstückten sie, aber beide vermochten nur wenig zu genießen. Schweigend verließ das Mal, während dessen Stassingk mehrmals nach der Uhr sah. Er beruhigte sich selbst:

„Es ist noch Zeit!“

Doch Graf Selbstott sagte schließlich aufstehend:

„Vielleicht ist es doch besser, wir reiten ab. Wir können ja Schritt reiten. Müssen nur unbedingt zur rechten Zeit da sein. Lieber ein bißchen zu früh.“

„Gut. Los!“

Stassingk band sich noch unterhalb des Knies ein paar Riemen um, damit das lange Beinkleid, das er trug, beim Reiten nicht rutschen sollte. Auf dem Kampfplatze wollte er sie wieder abnehmen. Dann ging es hinunter in den Stall, wo die Pferde schon gesattelt standen.

Der Morgen war frisch, und Stassingk schlug die Hände ein paarmal auf den Schenkel, um sich zu wärmen. Als sie auf den Reitweg der Tiergartenstraße einbogen, gab Graf Selbstott seinem Burschen, der auf einem dritten Pferde folgte, einen Wink, größeren Abstand von ihnen zu halten.

Unter den Bäumen ging es durch die menschenleere Straße. Der Tiergarten rechts von ihnen schien noch zu schlafen, kein Hauch regte sich, leblos hingen die Blätter herab. Unter den Hufen der Pferde stiebte leicht der Sand. Der Himmel hatte sich matt gerötet, man spürte die aufgegangene Sonne, aber ihre Scheibe war nicht zu sehen. Dribben die Villen jenseits der Straße machten mit ihren geschlossenen Rolläden den Eindruck, als schlummerten sie. Nun mußten sie gleich an die Villa da Caza kommen. Das große, schmiedeeiserne, prunkvolle Gitter erschien, der Garten mit ein paar starken Palmen, die immer für den Sommer eingepflanzt wurden. Dann schaute das Haus aus dem Grün.

Unwillkürlich blickten beide Ritter hinüber. Auch dort waren die Läden zu.

„Es scheint noch niemand auf zu sein!“ scherzte Stassingk, doch er mußte sich Mühe geben, die Worte herauszubringen. Graf Selbstott antwortete nur:

„Die Schlafzimmer liegen nach hinten.“

Nun hatte der junge Diplomat die unangenehme Empfindung, als könne jeden Augenblick der Cazasche Wagen aus dem Tore fahren. Eine Begegnung jetzt wäre ihm peinlich gewesen:

„Wenn wir trabten? Bloß ein Stück! schlug er Selbstotten vor.“

„Gern!“

Sie ritten nebeneinander, nur der Säbel Selbstottens klirrte ab und zu an die Sporen und Stassingks Tier hustete einmal, so daß er ihm den Hals lang gab. Um etwas zu sagen, bemerkte er:

„Seit wann hustet die Stute?“

„Ach, es ist nichts. Vielleicht ist's etwas Stroh, sie frißt leider öfters nachts ihre Streu!“

Wieder trabten sie schweigend weiter und bogen in eine Seitenstraße ein, um den Kanal zu überschreiten. Dort war Pflaster, deshalb gingen sie wieder in Schritt über. Graf Selbstotten blickte nach der Uhr:

„Es ist noch reichlich Zeit!“

Am Kurfürstendam begann der Reitweg von neuem und Stassingk, der ein wenig nervös geworden war, trieb zur Eile:

„Wir dürfen nicht eine Minute zu spät kommen, Selbstotten!“

„Aber nein, ich bin pünktlich.“

„Es könnte doch mit den Pferden etwas vorkommen!“

„Beiden wird doch nicht gleich etwas passieren. Wenn wirklich mit einem was wäre, so tauschst Du oder ich lein-fach mit dem Burschen!“

Sie trabten wieder. Nun war er etwas beruhigter und sagte nichts mehr.

Als sie aber vor sich auf der Straße einen Wagen erblickten, gingen sie abermals in Schritt, da sie zuerst glaubten, es könne Herr da Caza mit seinen Sekundanten sein. Aber es war eine Droschke. Trotzdem blieben sie zurück, denn der Gegner konnte ja auch eine Droschke benutzen, vielleicht um nicht mit der bekannten Livree aufzufallen.

Sie kamen zu den ersten Villen der Kolonie Grunewald. Bei der Biegung des Weges sahen sie Herrn von Kreuths schmißgerötetes Gesicht in der Droschke. Ein fremder Herr — der Arzt — mit blondem Vollbart und Brille saß neben ihm. Eine Reisetasche lag auf dem Vordersitz.

Von der Chaussee, die sich noch eine Strecke weit verfolgt, bogen sie nun links ein, hielten die Pferde an, winkten den Burschen herbei, saßen ab und Graf Selbstotten sagte ihm:

„Gehen Sie mit den Tieren ein Stück vom Wege ab hier hinein in das Gebüsch. Warten Sie auf uns, wir sind bald wieder zurück!“

Stassingk klopfte der Stute noch den Hals, dann bückte er sich, um die Riemen von den Knien zu lösen. Er gab sie dem Burschen zum Aufheben:

„Ich schnalle sie nachher wieder um.“

„Zu Befehl, Herr Graf!“ antwortete der kleine Husar, indem er die Absätze zusammenschlug.

Dann traten die beiden Freunde in den Wald, der sich schweigend vor ihnen auftat. Der Boden war, wo die Bäume lichter standen, mit jungem Grün bedeckt, hier oder dort lag ein Frühstückspapierfetzen. Schräg fiel die Sonne durch die dünnen Kiefernstämme den beiden auf den Rücken.

„Es wird wärmer!“ sagte Stassingk im Bedürfnis zu sprechen, Graf Selbstotten antwortete:

„Wie schön ruhig es hier ist!“

„Ja, ganz ruhig!“

„Wir sind ja auch noch kaum einem Menschen begegnet.“

Stassingk fragte:

„Wo treffen wir denn Kreuth und den Doktor?“

„Ich denke an Ort und Stelle. Wir wollen verschiedene Wege gehen.“

„Kommen die anderen auch von hier?“

„Nein, die kommen über Paulsborn!“

Immer schritten sie weiter, die Sonne im Rücken, in das Dunkel der hier dichter werdenden, größeren Kiefernstämme hinein.

Stassingk fragte noch einmal:

„Hier wird uns doch niemand stören?“

Eine Sekunde hatte er das Gefühl, als könne sich noch irgend ein Zwischenfall ereignen, und der Gedanke war ihm nicht unangenehm, die Sache vielleicht verschoben zu sehen. Es würde ja wohl nichts dabei herauskommen, aber es blieb doch immer ein ernstes Ding. Dann schämte er sich aber sofort wieder seiner Schwäche, und als Selbstotten antwortete:

„Nein, das glaube ich auf keinen Fall!“ fühlte er das Bedürfnis, sich zu entschuldigen:

„Ich meinte nur, weil es doch sehr unangenehm sein würde für uns alle, wenn die Geschichte womöglich in die Zeitungen käme oder gar die Polizei sich darum kümmerte. Dann muß ich auch sagen: wenn schon, denn schon. Nun ist einmal alles so weit vorbereitet, da wäre es doch zu umständlich, wenn wir wieder nach Hause gehen müßten!“

Je näher sie dem Ziele kamen, desto mehr verschwand Stassingks leise Beklommenheit. Als sie einen Waldweg überschritten und einer jungen, hübschen Frau begegneten, schlank, aber mit vollen Gliedern, einen Korb auf dem Rücken, war seine alte Art und Weise doch so weit wieder-gekehrt, daß er ihr unter den Hut sah. Er dachte sich nichts dabei, es war einmal so seine Gewohnheit, daß er es von selbst tat.

„Da ist doch jemand!“ sagte er zu Selbstotten.

„Die wird wohl Butter bringen oder so was. Sonst kommt kein Mensch hierher.“

Eine Weile schritten sie noch fort, dann standen sie plötzlich auf einer Lichtung. Graf Selbstotten zog die Uhr:

„Hier ist es. Noch zehn Minuten Zeit!“

Nun blickte sich Stassingk um. Kein Mensch war zu sehen. Die Sonne leuchtete rötlich strahlend schräg über den nur mäßig großen Platz, wo die Bäume wahrscheinlich zu einem Bauplatz oder vielleicht einer neuen Wegeanlage gefällt waren und nur noch einzelne Stumpfe stehen geblieben. Wie sie so warteten, prägte sich dies Bild Stassingk ein. Er merkte auf die Landschaft, die ihm sonst hier draußen im Grunewald immer gleichmäßig langweilig erschienen war. Er sah die Spinnweben leicht mit Reif überzogen, die sich wie kleine Segel hier und dort spannten, und an den Baumenden die Harztropfen goldglänzend wie Bernstein.

Ein Ruf Selbstottens riß ihn aus seinen Träumen:

„Stassingk, Kreuth kommt.“

Am Saum der Lichtung trat der lange Herr von Kreuth mit dem viel kleineren Arzte aus dem Wald. Sie trugen vereint die Handtasche. Die Herren wurden miteinander bekannt gemacht:

„Herr Doktor Croener — Graf Stassingk — Graf Selbstotten.“

Dann schüttelten sie sich die Hand und Stassingk sagte mit voller Ruhe, liebenswürdig, verbindlich, lächelnd wie immer:

„Ich hoffe — das muß ich ja im eigenen Interesse — daß ich Ihnen keine Mühe machen werde, aber jedenfalls danke ich Ihnen herzlichst, Herr Doktor, daß Sie die Unbequemlichkeit auf sich genommen haben, so zeitig für mich hier in den Grunewald herauszukommen.“

Ebenso artig erwiderte Doktor Croener, indem er an seiner goldenen Brille rückte:

„Aber bitte sehr, Herr Graf, bitte sehr!“

Dann blieben die vier Herren zusammenstehen und Selbstotten zog von neuem die Uhr:

„Noch zwei Minuten.“

Aber fast im selben Augenblick kamen von der entgegengesetzten Seite die Gegner. Voran Rittmeister Hendrich mit einem Fremden, offenbar ihrem Arzt. Hinter ihnen Leutnant von Remer und Herr da Caza.

Die Parteien schritten auf einander zu, verlangsamten ihren Schritt, blieben dann halten und grüßten. Darauf machte man sich bekannt, soweit man sich noch nicht kannte. Als Doktor Kießling wurde der Unbekannte, ein jüngerer Herr mit blondem Schnurrbärtchen, der den Eindruck eines Offiziers in Zivil machte, vorgestellt. Die beiden Gegner hielten sich etwas zurück, während die Sekundanten näher zueinander traten.

Bernadörfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter — Tägliche Erzeugung 3 50 Dtdz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber

Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken:

A. KRUPP BERNDORF



OSO BMF

für Alpaca-Silber I für Alpaca Silber II für Alpaca



Herr da Caza trug einen längschößigen, zweireihigen Rock und hohen Hut. Er verriet nicht eine Spur von Bewegung. Regungslos blieb er stehen, indem er sich mit der tadellos behandschuhten Rechten auf seinen Stock stützte. Stassingk warf einen Blick auf ihn, vollständig gleichgültig, als ob er einen Fremden betrachte, dann sah er, um seinem Auge nicht auffällig doch etwa zu begnen, über die Fläche hinaus in den Wald. Er dachte daran, wie sie sich so stellen mußten, daß keinem von ihnen das Licht hinderlich wäre, und er drehte sich um, weil er sehen wollte, wie das gemacht werden sollte. Er fühlte sich ganz sicher. Die Sekundanten zogen das Los darum, wer Leiter des Duells würde. Rittmeister Hendrich riß dazu ein paar Grashalme vom Boden ab und versteckte sie in seiner geschlossenen Hand, so daß nur die Enden hervorschauten, indem er Graf Selbotten fragte:

„Wenn es Ihnen recht ist: wer das Lange zieht, leitet den Zweikampf. Also bitte, welches?“

Selbotten wählte das Kürzere. So war also Rittmeister Hendrich der Leiter, während Graf Selbotten ihm beigegeben ward.

Nun gingen die Sekundanten daran, den Platz auszusuchen. Die Linie wurde in der Mitte der Lichtung so genommen, daß das Licht des jungen Tages nicht störte, sondern schräg einfiel. Dann prüften die vier Herren von beiden Seiten aus die Lichtverhältnisse und Herr von Kreuth sprach gedämpft:

„Meine Herren, derjenige, dessen Standplatz hier ist, dürfte nach meiner Ansicht benachteiligt sein, denn sein Gegner hebt sich vom Hintergrunde nicht ab, während er selbst als dunkler Punkt im Hellen steht. Wollen Sie sich überzeugen?“

Man trat hin und her, beobachtete von beiden Seiten, dann stimmte man Herrn von Kreuth bei. Die Standlinie ward daher etwas verschoben, bis der Mangel beseitigt war.

Darauf bezeichnete Rittmeister Hendrich den einen Standpunkt, indem er dort einen Stock in den Boden stieß. Graf Selbotten ging von diesem Punkte vierzig Schritte ab und

bohrte seinen Säbel ein. Auf dieser Linie wurden nun die beiden Barrieren durch auf die Erde gelegte Taschentücher bezeichnet. Die Luft war ganz still, so daß sie sich nicht vom Platze bewegen konnten. Auf diese Art hatte jeder von seinem Standpunkte aus zehn Schritte Raum zum Vorrücken bis an die Barriere, die er nicht überschreiten durfte.

Um die Standplätze ward von neuem gelost. Stassingk bekam den gegen die Stadt zu.

Herr da Caza war während der ganzen Vorbereitungen immer noch unbeweglich stehen geblieben, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Er sah nicht einmal dem Abschieden zu, sondern schien sich überhaupt nicht um das zu kümmern, was dort vorging.

Ein Stück abseits ordneten die Aerzte ihr Verbandszeug. Doktor Croener öffnete seine Reisetasche, legte sie ins Grün, schnallte die Nebenabteilung auf und zog den Pistolenkasten hervor, den Herr von Kreuth dort verpackt. Er gab ihn Leutnant von Remer. Die anderen Sekundanten prüften die Waffen gemeinschaftlich noch einmal. Dann begannen sie langsam zu laden, eine Partei um die andere, während die beiden nicht beschäftigten Herren die Arbeit der gegnerischen Sekundanten überwachten.

Auch dieses schien Herr da Caza nicht zu bemerken, während Stassingk jede Bewegung verfolgte. Aber wenn auch sein Herz etwas eiliger pochte, so hatte er doch seine völlige Ruhe wiedergewonnen.

Nun, wo die Sekundanten fertig waren, wurde — wieder kurz oder lang — um den ersten Schuß das Los gezogen.

„Wollen Sie nicht mal die Grashalme nehmen?“ schlug Rittmeister Hendrich Graf Selbotten vor.

„Gut.“

Und er hielt die Hand hin. Der Rittmeister zog lang. Herr da Caza hatte also den ersten Schuß.

Einen Augenblick überlief es Stassingk kalt, aber da näherten sich ihm Graf Selbotten und Herr von Kreuth, um ihm Brieftasche, Uhr und Schlüssel abzunehmen. In der Brieftasche lag Marias kleine Photographie, die er sich mitgenommen, deshalb richtete er es so ein, daß sie Sel-

botten erhielt.

„Hebe es gut auf!“ flüsterte er ihm zu, und der Freund steckte sie sofort in die Brusttasche.

Herr da Caza hatte gleichfalls den Inhalt seiner Taschen entleert. Nun stand er, nachdem er auch seinen Stock abgegeben und die Handschuhe ausgezogen, gegenüber von Stassingk, der den Blick zu Boden schlug, um ihn nicht zu sehen.

Bisher war alles mit Bedacht geschehen. Jetzt fragte Rittmeister Hendrich, die Zähne in seinem Puppengesicht zeigend, in dem heute die Rasierlinie noch schärfer herauszutreten schien als sonst:

„Meine Herren, ist noch etwas übersehen? Herr Doktor Kießling, Herr Doktor Croener, sind Sie bereit?“

„Jawohl! Jawohl!“ klang es zurück. Der Leiter des Kampfes fuhr fort, zu Graf Selbotten gewendet:

„Bitte, Herr Graf, wollen Sie so gut sein, die vereinbarten Bedingungen des Kampfes zu verlesen!“

Graf Selbotten zog ein Papier hervor und las, indem er dabei in militärischer Haltung die Absätze schloß:

Protokoll.

1. Die Endesunterschiedenen haben dieses Protokoll aufgenommen, um die zwischen Herrn Franz da Caza in Berlin und Herrn Ernst Graf Stassingk in Berlin entstandenen Streitigkeiten zu ordnen.
 2. Die Beweggründe und Tatsachen der Streitigkeiten sind beiden Herrn Gegnern bekannt, und dieselben haben erklärt, daß sie allein aus Gründen des Zartgefühles Näheres nicht angeben könnten.
 3. Ein ehrenvoller Ausgleich auf friedlichem Wege konnte nicht erzielt werden, da die entstandenen Streitigkeiten nach Angabe der beiden Herren Gegner einem Schlage gleich zu achten sind.
 4. Die Endesunterschiedenen haben infolgedessen den Antrag mit der Waffe am 9. Mai morgens fünf Uhr auf einer Waldblöße im Grunewald bei Berlin festgesetzt.
 5. Die Bedingungen lauteten:
 - a) Pistolenduell mit Vorrücken auf zwanzig Schritt Barriere.
 - b) Dreimaliger Kugelwechsel.
 - c) Beiden Gegnern unbekannte Waffen, gezogen, aber ohne Korn und Stecher.
 - d) Losen um den ersten Schuß.
 - e) Haltenbleiben zum Schluß, auf der Linie.
 - f) Es kann gezielt werden, ohne zu schießen, und dann weitergegangen.
 - g) Die Barriere darf nicht überschritten werden.
 - h) Wer geschossen, bleibt stehen und erwartet die Antwort des Gegners.
 - i) Vom Fallen des Schusses ab hat der zweite zur Antwort eine Minute.
 - k) Der Verwundete hat ebenfalls nur eine Minute zur Antwort, es sei denn, daß er gestürzt ist — dann zwei.
 6. Es bestehen nur diese, sonst keinerlei Vereinbarungen.
- Berlin, den 6. Mai, mittags ein Uhr.

Für Herrn Franz da Caza:

Hendrich, Rittmeister a. D.
von Remer, Sekondeleutnant.

Für Herrn Ernst Graf Stassingk:

Graf Selbotten, Premierleutnant.
von Kreuth.

Graf Selbotten steckte das Papier wieder zu sich, dann fragte Rittmeister Hendrich:

„Meine Herren, Sie haben die durch Ihre Sekundanten festgesetzten und von Ihnen gutgeheißenen Bedingungen des Kampfes gehört — geloben Sie, daß Sie diese ehrlich erfüllen werden?“

Fast zu gleicher Zeit antworteten Graf Stassingk und Herr da Caza gedämpft, aber entschieden:

„Ja.“

Der Rittmeister nahm seine Belehrung wieder auf:

„Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Ehre Sie verpflichtet, vor meinem Kommando „Vorwärts“ nicht zu schießen.“

Nun erfolgte alles Schlag auf Schlag. Herr von Kreuth und Leutnant von Remer führten Stassingk und Herrn da

Caza auf ihre Plätze, gaben Ihnen die Pistolen mit „Hahn in Ruh“ in die Hand, traten schnell zurück und stellten sich mit den beiden älteren Sekundanten in eine Linie, ein Stück seitwärts parallel zur Schußlinie.

Dahinter hielten sich die Aerzte.

Als Stassingk auf seinem Platze stand, mit der Waffe in der Hand, hatte er das vollkommene Gleichgewicht seiner Seele wiedergefunden. Es war ihm gar nicht mehr wie eine ernste Sache: er hatte das felsenfeste Vertrauen, daß ihm nichts geschehen könnte. Er war so ruhig, daß er noch an Maria zu denken vermochte. Für sie stand er ja hier, sie war der Kampfpfeil. Jetzt waren alle Frauen, die je in seinem Herzen eine Statt gehabt, verschwunden. Wenn er jetzt davonkäme, so wollte er aus Dankbarkeit nie wieder auch nur eine andere ansehen. Schon deshalb konnte ihm ja nichts widerfahren, weil die Vorsehung doch nicht so grausam sein konnte, ihn jetzt fortzunehmen.

Wenn er fiel, dachte er einen Augenblick, so war es als Sühne, daß er Maria nicht treu gewesen.

Aber er wollte leben, denn er verlangte doch nicht so viel vom Dasein, daß es jetzt nicht abgeschlossen werden durfte. Er freute sich auf den Augenblick, wo er ihr telegraphieren und schreiben würde, wie gut alles abgelaufen, denn von nun an schrieb er Maria jeden Tag!

„Vorwärts!“ klang da in kurzem, grellem Kommandoton Rittmeister Hendrichs Stimme.

Stassingk war so in Gedanken gewesen, daß er fast erschrak. Er spannte schnell seine Pistole und hob die Mündung nach oben, dann ging er vor, in seinem gewöhnlichen, schwebenden Gang, als ob er nur immer gewohnt sei, den Weg geebnet zu finden, seinem Gegner entgegen.

Herr da Caza schritt gleichfalls auf die Barriere zu, die Pistole auf besondere Erlaubnis der Sekundanten in der linken Hand, weil ihm rechts das Auge fehlte. Auch er hatte sich die Frage vorgelegt, wie er schießen sollte. Ihm lag nichts daran, seinen Gegner ernstlich zu verletzen, nur war er Stassingks nicht sicher und da er den Vorteil des ersten Schusses nun einmal errungen, meinte er, es sei das beste, dem jungen Diplomaten einen Denkkettel zu geben. Er wollte ihn kampfunfähig machen, damit ihn bei Stassingks Antwort nicht selbst etwa dies Schicksal trübe. Auf zwanzig Schritte und mehr war er seiner Kugel sicher.

Deshalb blieb er kurz stehen, senkte die Pistole und zielte nach dem linken Oberarm des Gegners. Doch in dem Augenblick, als Herr da Caza abdrückte, machte Stassingk eine jähe Bewegung nach links.

Der Schuß dröhnte. Stassingk taumelte plötzlich und fiel, seine Pistole loslassend, vornüber zu Boden. Die noch rauchende Waffe in der Hand, sah ihn Herr da Caza stürzen.

„Der Arm! sagte er unwillkürlich vor sich hin.“

Die Sekundanten sprangen zu, Doktor Croener lief herbei. Stassingk lag auf dem Gesicht, ohne sich zu bewegen. Aengstlich betrachtete ihn Herr da Caza. Graf Selbotten, der Arzt und Herr von Kreuth suchten ihn aufzuheben. Es gelang nicht. Nur mit großer Mühe drehten sie ihn herum auf den Rücken. Sein Gesicht schien zu lächeln mit seinem fröhlichen, naiven Ausdruck wie immer. Doktor Croener faßte nach dem Arm.

„Stassingk! Stassingk! rief ihn Selbotten an. Er antwortete nicht.“

Nun öffneten sie ihm den Rock, während Herr von Kreuth die entfallene Pistole an sich nahm, um sie Stassingk für seinen zweiten Schuß zu geben. Der Arzt riß das Hemd auf und sah sofort an der linken Seite der Brust, wo das Herz lag, den Schußkanal. Er hob den Kopf und schaute die Sekundanten starr durch die goldene Brille an:

„Meine Herren, Sie brauchen sich nicht weiter zu bemühen.“

Auch Rittmeister Hendrich und Leutnant von Remer traten heran mit der besorgten Frage:

„Was ist, was ist denn?“

„Es ist aus!“ klang die Antwort des Arztes zurück. Erschüttert blieben sie um den Toten stehen. Auch Herr da Caza, der seine Waffe fortgeworfen hatte, näherte sich und blickte mit finsternem Gesicht auf Stassingk nieder, indem er leise sprach:

„Das war, weiß Gott, nicht meine Absicht!“

Und Graf Selbotten, der zu ihm aufblickte, sah — er wußte nicht, warum er darüber so erstaunt war — eine Träne über die braune Wange Herrn da Caza in seinen Bart gelaufen.

Auch er glaubte nicht, daß der Schuß so gemeint war.

Rittmeister Hendrich zog den unglücklichen Schützen fort:

„Gehen Sie, Caza, gehen Sie! Sie haben hier nichts mehr zu tun.“

Graf Selbotten dachte an Maria, an die beiden Frauen unten in den Bergen, und das Herz wurde ihm schwer.

Keiner rührte sich. Es war ganz still auf der Lichtung. Nicht ein Hauch strich durch den Wald. Man vernahm kein Geräusch, von weitem nur eintönig das Zirpen der Grille.

XXI.

Die beiden jungen Frauen waren nicht gleich nach Bergtesgaden weitergefahren. Gräfin Selbotten fürchtete, es möchte für ihre Kleide doch ein bißchen viel werden, dazu war es wahrscheinlich noch frisch in den Bergen und ihr Mann hatte ihr geraten, zuerst einige Tage in München zu bleiben. Dort konnten sie ins Theater gehen, Bilder und Sammlungen zusammen besehen, am Tage aber fanden sie Straßenleben und Treiben. Das brachte Maria vielleicht auf andere Gedanken. Die Ruhe Berchtesgadens — jetzt, wo der große Fremdenverkehr noch nicht stattfand — war vielleicht gerade zu diesem Zeitpunkt nur gefährlich für Marias verwundete Seele.

Sie war sehr still, sehr in sich gekehrt. Sie wußte es nun, daß Stassingk sie nicht so liebte, wie sie ihn, daß er sie vielleicht nicht so lieben konnte. Der Jammer dessen, der sich nicht gleich stark geliebt sieht, wie er selbst liebt, erfüllte ihr Herz.

Wenn sie mit der Freundin in der Sezession die Bilder besah, erinnerte sie sich seiner, wie er ihr das Gemälde „Müde“ Peter Stöckls erklärte, und als sie einmal vor einem neuen Werke des jungen Malers standen, einer kleinen Leinwand, die nichts aufwies als ein Stück Wald, da war es ihr, als stünde er hinter ihnen, um mit seiner leisen einschmeichelnden Stimme von dem Inhalt, der Bedeutung dieser ernsten, starren Bäume zu reden.

Die kleine Gräfin schaute im Katalog nach dem Titel:

„Da ist es, Maria: Peter Stöckl, Berlin: „Nach dem Sturm.““

Nun sahen sie das Bild genauer an. Jetzt bemerkte Maria einzelne zerzauste, geknickte Aeste, die schlaff herunterhängen. Die Bäume aber waren bewegungslos, nicht ein Blättchen regte sich. Und jetzt hatte sie Verständnis für den Inhalt. Sie begriff die Wunden, die dem Walde geschlagen. Die starre Ruhe, als ob alles Leben erstorben sei, empfand sie, da es in ihrem Innern war, als sei jede Regung erstarrt.

Sie fühlte, wie sie sich verändert hatte, und fragte die kleine Freundin:

„Bin ich nicht anders geworden?“

„Nein, Maria, ich finde nicht! — bekam sie als Antwort. Wenn Gräfin Selbotten wollte nicht merken lassen, wie verändert sie Maria fand. Schön war sie noch immer, aber das Königliche schien aus ihrer Haltung geschwunden zu sein. Sie ging: nicht mehr den Kopf stolz erhoben. Sie blickte vor sich hin, sie sprach fast nichts und war immer mit ihren Gedanken beschäftigt.“

„Nicht wahr, ich bin langweilig?“ fragte sie wieder die kleine Freundin, die ihr um den Hals fiel:

„Maria, wie kannst Du nur so etwas sagen! Wir verstehen uns doch zu gut!“

Nun fing die kleine Selbotten an zu scherzen und zu lachen, wie es eigentlich ihre Natur war, erzählte Geschichten und hüpfte und sprang unher im Zimmer der Pension auf der Brienerstraße, wo sie wieder wohnten, daß Maria endlich doch auch lächeln mußte.

Aber kaum war die Freundin hinausgegangen, um nach dem Kinde zu sehen, als Maria wieder in ihr dumpfes Brüten verfiel. Sie dachte daran, wenn sie Mutter wäre, dann hätte sie doch jetzt etwas zu sorgen. Doch dann fiel ihr ein, wie

würden, da sie ja, um die Scheidung zu ermöglichen, die Schuld auf sich nahm.

Herr da Caza hatte ihr nicht wieder geschrieben, aber Justizrat Zenker wollte in den nächsten Tagen die erforderlichen Schritte tun. Nun hoffte sie nur auf einen Brief Stassingks. Maria schob die Schuld daran, daß er an dem Abend in Berlin nicht gekommen, ein wenig Graf Selbotten zu. Sie redete sich ein, nur eine augenblickliche Verstimmung habe den Geliebten so handeln lassen. Er würde, er mußte zurückkehren zu ihr. Und wenn er hundertmal in einem Strohfeuer erbrannte, hundertmal käme er wieder.

Wie sie das ertragen würde, wußte sie noch nicht. Ein langer Leidensgang stand ihr bevor, ein ewiger, nie endender Kampf um seine Liebe. Sie würde immer die Augen schließen müssen, nicht zu sehen, wie er einer anderen heimliche Worte sagte. Sie würde immer bangen und zagen müssen, wann der Augenblick käme, wo er eine neue Frau fände, die ihn gefangen nähme. Lange dauerte es nicht, dessen war sie gewiß. Doch jedesmal würde das Herz ihr bluten, jedesmal bekäme sie einen Dolchstich, eine Wunde nach der anderen, eine neue, wenn die alte noch schwärend offen.

Sie wußte es, eine Marterstraße lag vor ihr mit Dornen bestreut.

Aber sie liebte ihn doch, und die Augenblicke, die Stunden, die Tage, wo er wieder ihr gehörte, würden sie vielleicht doch trösten können über alles Leid. Wenn er sie um Verzeihung gebeten — es wäre doch alles wieder gut gewesen.

Da klingelte es draußen im Flur, und sie hörte die Stimme des Briefträgers, der einen Einschreibebrief brachte, wie sie zu verstehen glaubte. Sie trat hinaus:

„Für mich! Nicht wahr?“

Gräfin Selbotten hatte einen Brief ihres Mannes in Empfang genommen. Sie öffnete ihn und fand Stassingks Abschiedsworte darin. Ganz groß stand: „An Maria“ auf dem Umschlag. Die kleine Gräfin überließ ihn ihr nichtsahnend. Erst als sie die ersten Zeilen des Briefes ihres Mannes gelesen hatte, sah sie, daß sie Maria hätte vorbereiten sollen. Voller Angst lief sie an ihr Zimmer und pochte, denn es war von innen verschlossen. Niemand antwortete. Gräfin Selbotten flehte:

„Ich habe Dir etwas zu sagen! Maria! Maria! Mach doch auf!“

Sie erhielt keine Antwort. Da glaubte sie, es sei das Beste, die Freundin nun, wo sie doch den Anfang gelesen, sich selbst zu überlassen.

Maria hatte sich in einem Stuhl geworfen und mit jubelndem Herzen den Brief Stassingks aufgerissen. Er war wieder zu ihr gekommen! Er schrieb!“

Und sie las:

Meine geliebte Maria!

Vielleicht ist es das letzte Mal, daß Du einen Brief von mir bekommst, vielleicht wenn Du diese Zeilen in den Händen hast, ist meine Hand erstarrt und kann die Feder nicht mehr führen. Laß mich bestimmter reden. Diese Einleitungsworte dienen nur, um Dich vorzubereiten. Es ist der letzte Brief, den ich Dir schreiben kann, Maria. Herr da Caza hat mich gefordert, und bleibe ich am Leben, so gehen diese Zeilen überhaupt nicht ab, stößt mir jedoch etwas zu, so wird der liebe alte Freund Selbotten so gut sein, sie an Dich zu befördern.

Sie sind also, wenn Du sie liest, ein Gruß aus einer anderen Welt, der letzte Gruß eines Toten!

Maria hatte die Zeilen überflogen. Sie hielt den Brief mit zitternden Händen, es war ihr, als stiege ihr das Blut zu Kopf, als flimmerte es ihr vor den Augen, als würde es ihr schwarz, und sie mußte das Papier sinken lassen. Aber sie fand doch die Kraft wieder, Mut zu fassen und weiterzulesen:

Als Letztes, was ich Dir sagen will: ich bitte Dich, verzeihe mir, wenn ich böse an Dir gehandelt. Ich weiß, daß ich Dich nicht so geliebt habe, wie Du es verdienst, Du, die Schönste, die ich in meinem Leben gesehen, Du, die Beste, die Liebste, die Edelste, die mir begegnet ist, solange ich

**Luisa Frahm
Johann Quitzau
Verlobte.**

Friedburg b. Camp. im Aug. 1911.

schwinden, gegen Dich sind sie alle nichts. Du überstrahlst sie, überragst sie alle! Und Dich liebe ich ja nur.

Ja, ich liebe Dich allein, wenn Du es mir auch vielleicht nicht mehr glauben kannst, mir Unwürdigem, der ich doch immer nach rechts oder links gesehen habe.

Heute abend, wo ich vor der größten Entscheidung meines Lebens stehe, halte ich einmal Rechenschaft über mich selbst. Und diese Rechenschaft wird zum Gericht, wenn ich daran denke, daß ich Dich verraten habe — nicht in Taten — aber in Gedanken, in Worten, in Blicken, so oft, wie ich es selbst nicht sagen kann.

Ich weiß, was die Liebe fordert: den Gedanken nur an die eine. Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Ich weiß es, aber ich glaube, ich kann es nicht.

Und doch liebe ich Dich, Maria! Vielleicht liebe ich Dich auf meine Art, wie andere es nicht verstehen! Ich kann nicht vorübergehen, wenn schöne Frauen mit mir sprechen, denn mein Auge ist für den Reiz der Schönheit geschaffen, mein Ohr fühlt sich angeregt durch eine Weibesstimme.

Wenn Du aber verlangst, daß ich nur Auge und Ohr haben soll für Dich, wenn Du unter Liebe verstehst den alleinigen Besitz, eifersüchtig bewacht während jeder Sekunde, so muß ich Dir sagen, dann liebe ich Dich auch nicht.

Aber Du irrst Dich, ich liebe Dich doch: Ich huldige dem Liebreiz und der Schönheit, wo ich sie sehe, aber mein Herz muß doch der Schönsten gehören, und die Schönste bist Du.

Nun muß ich Abschied nehmen, einen Abschied ohne Wiedersehen, denn ich kehre nicht wieder. Nicht wieder. Nicht wieder. Ich besuche meine Hand, während sie schreibt, und es wird mir eigen zu Sinn, daß sie sich in ein paar Stunden nicht mehr bewegen wird, um Dir zu schreiben. Dann wird mein Herz nicht mehr für Dich schlagen können, Maria, denn es steht still. Und dann? Ja, was kommt dann? Wo werde ich sein?

Du aber bleibst zurück. Und was wird aus Dir? Das ist es, was mir jetzt Sorge macht. Zu meinem Begräbnis kannst Du nicht kommen. Nie siehst Du mich wieder. Es ist, als ob ich weggelöscht wäre, als ob ich nie in Deinem Leben erschienen sei, und, Maria, Glück habe ich Dir nicht gebracht.

Wenn ich dann fort bin, dann ist es ja, als ob ich nie Deine Ehe gestört. Ich weiß, daß Du trotzdem zu Deinem Manne nicht zurückkehren wirst, weil ich immer als Schatten zwischen euch stände, aber ich bitte Dich, zürne ihm nicht, daß er mich getötet hat. Er hat nach den Gesetzen der Ehre gehandelt, und wenn er mich traf, so glaube mir, ist es Zufall gewesen, weiter nichts.

Selbstotts werden sich um Dich kümmern, um Dich sein, so ist es mir ein Trost, daß Du nicht ganz allein bist.

Ich weiß, Maria, Du wirst um mich weinen, Du wirst trauern um mich, ich weiß, Du wirst mich nicht vergessen. Ich weiß aber auch, wie es im Leben geht, daß die Zeit alle Schmerzen lindert, die Jahre heilen. Lasse Zeit vergehen, viele Zeit, dann wirst Du ruhiger werden, dann wird allmählich — sei mir nicht böse, wenn ich es sage — allmählich wird mein Andenken verblasen. Ferner und ferner wird es Dir werden. Zuletzt wird Dir nur noch ein wehmütiges Erinnern von mir bleiben, ein schwaches Bild von dem Manne, den Du geliebt hast aus tiefster Seele, dem Du Deine Zukunft geopfert, und der Dich auch ein bißchen lieb gehabt hat, wenn Du es ihm auch jetzt vielleicht nicht glauben willst.

Dann wirst Du vielleicht einmal einen Besseren finden als mich, einen, der Dir sein ganzes Herz schenkt. Wenn dieser Mann einmal kommt, dann laß nicht mein Bild zwi-

**Hanna Quitzau
Franz Töwe
Verlobte.**

Friedburg b. Camp. im Aug. 1911

schen euch treten, das ist meine letzte Bitte, hörst Du, meine letzte Bitte! Dann, und wenn Du ihn auch nicht aus heißem Herzen lieben könntest, und wenn Du ihn nur so liebst, wie ich Dich als armer Schächer, der nicht richtig lieben kann, dann gib ihm Deine Hand und sage ihm diese Worte:

„Ich hab einmal einen Mann geliebt aus tiefster Seele, der gab mir nur sein halbes Herz, er konnte nicht mehr. Nun liebst Du mich, sagst Du, aus tiefster Seele und ich habe nur noch ein halbes Herz für Dich, ich kann nicht mehr. Wenn Du zufrieden bist, so soll es Dir gehören.“

Dann Maria, wirst Du vielleicht wieder glücklich werden, ganz glücklich, glücklicher, als Du es mit mir geworden wärest, aber dann in Deinem Glück bitte, bitte, denke noch einmal zurück an

Deinen Ernst.

Als Maria geendet, blieb sie regungslos in ihrem Stuhle sitzen. Das Papier war ihr entfallen. Sie blickte starr vor sich hin auf den Teppich. Ihre Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, die nun unablässig die Wangen herabtropften. Sie schluchzte nicht, sie war ganz starr, wie niedergeschlagen, gelähmt, als könne sie kein Glied rühren.

So blieb sie eine Stunde, ohne sich zu bewegen.

Dann klopfte die kleine Gräfin. Maria erhob sich mechanisch, um zu öffnen, und als die Freundin neben ihr im Zimmer stand, war sie, trotz allen Zuredens und Schmeicheln, nicht dazu zu bringen, auch nur ein einziges Wort zu sagen, als dumpf und mit Tränenschauern begleitet:

„Er ist tot.“

Wie ihre Tränen dann zu versiegen begannen, blieb sie immer noch stumm. Sie saß nur in einer Ecke und las wieder und wieder Stassingks Brief bis zum Abend.

Am nächsten Tage ging es fort: sie sprach kein Wort, las nur den Brief und weinte. Dabei nahm sie kaum Nahrung zu sich. Die kleine Freundin versuchte ihr Trost zuzusprechen, doch vergebens. Maria hörte ruhig zu, aber sie antwortete nicht. Und weil sich nun Gräfin Selbstott gar nicht mehr zu helfen wußte, telegraphierte sie in ihrer Not an ihren Mann, er möchte kommen, denn sie begann um Marias Verstand zu fürchten.

Graf Selbstott nahm Urlaub und erschien ein paar Tage darauf. Zuerst wollte Maria auch ihm nicht antworten, aber er machte bald den Versuch, ihr Interesse an den Dingen wieder zu wecken, indem er sie fragte:

„Gnädige Frau, soll ich Ihnen denn nicht erzählen, wie es war?“

Da ward sie aufmerksam und stellte einige Fragen, die er mit möglichster Schonung beantwortete. Schritt für Schritt ging es vorwärts, bis er ihr einmal das ganze Duell bis in alle Einzelheiten erzählte. Sie weinte noch, und als er den Tod Stassingks schilderte und alles, was dann gefolgt, die Beisetzung, da kam noch einmal eine fürchterliche Erschütterung der Nerven, ein Weinkrampf mit Schluchzen und Beben und Zittern, dann versiegten die Tränen.

Maria konnte ruhig Graf Selbstott fragen:

„Wo liegt er begraben?“

„Auf dem Gute seines Stiefbruders.“

Maria nickte. Sie schien nachzusinnen. Nach einer Weile sprach sie mit zitternder Stimme, aus der eine unsägliche Traurigkeit klang:

„Ist das Grab — schön?“

Ganz einfach. Nur ein schmaler Hügel auf dem kleinen Friedhof im Park, wo seine Eltern beide liegen. Er ruht an der Seite seiner Schwester, die ganz jung gestorben ist. Daneben steht eine Weide, die läßt ihre Aeste darüber hängen. Der Bruder hat die Kränze fortnehmen lassen und

Blumen eingepflanzt, und ich habe für Sie, gnädige Frau, an das Kopfende einen großen, hohen Stock weißer Rosen eingesetzt. Die werden diesen Sommer schon blühen!

Ich danke Ihnen, lieber Freund! — sagte Maria, stand auf und gab ihm die Hand. Sie blieb vor ihm stehen:

„Glauben Sie, daß ich das Grab einmal werde sehen können?“

„Diesen Herbst, gnädige Frau, wenn Ihnen die frische Luft der Berge wohlgetan haben wird. Sie können's ganz gut brauchen.

Maria lächelte müde, und er fuhr fort:

„Sein Bruder ist über alles unterrichtet. Diesen Herbst, wenn ich von meiner Dienstleistung zurückkomme, fahren wir hin.“

Da legte Maria ihren Arm schmeichelnd um der kleinen Gräfin Schulter mit den Worten:

„Wollen wir nicht bald abreisen nach Berchtesgaden? Ich sehne mich so fort!“

„Wann Du willst!“ antwortete die Freundin. Es wurde beschlossen, in zwei Tagen die Koffer zu packen. Graf Selbotten mußte noch am selben Abend nach Berlin zurück, sein Urlaub war abgelaufen.“

Als die beiden Damen vom Bahnhof zurückkamen, tröstete Maria die kleine Gräfin, die ein wenig gerötete Augen hatte vom Abschied, indem sie traurig sagte:

„Du mußt nicht weinen! Was habe ich zu tragen! Ihr seht euch ja wieder! Aber ich . . .?“

Und plötzlich richtete sie sich straffer auf, als sie je in der letzten Zeit getan, und in ihrer Haltung war wieder etwas von der königlichen Schönheit der alten Maria da Caza, als sie fast hart sprach:

„Aber . . . vielleicht . . . wäre . . . ich . . . noch . . . unglücklicher geworden . . . als ich jetzt bin!“

(Schluß.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Riesenhotel mit spiegelnder Fassade. Ein eigenartiges neues Werk amerikanischer Hotelbaukunst wird demnächst in New York an der nordöstlichen Ecke der 37. Straße und der 7. Avenue entstehen, ein modernes Riesenhotel mit 1200 Zimmern, das mit seinen 28 Etagen allein für Baukosten mehr als 16 Millionen Mark beansprucht wird. Allein für die Pacht des Grundstückes, die auf 84 Jahre läuft, wird die neue Hotelgesellschaft annähernd 120 Millionen Mark zu bezahlen haben. Natürlich wird dieser Hotelpalast mit allem Komfort und allen Luxus-einrichtungen versehen, die der verwöhnteste Reisende beanspruchen mag; das Charakteristische und Auffallende an diesem Riesenbau aber wird die Gestaltung der Fassade sein. Die amerikanischen Baumeister wollen hier einmal vollkommen auf die sonst üblichen Materialien verzichten, auch kein Skulpturenschmuck soll die große Einheitlichkeit der Baufront unterbrechen. Die ganze mächtige Fläche soll über und über mit hochpoliertem Granit bekleidet werden, wobei ein weitgehender Schmuck mit venetianischem Glasmosaik vorgesehen ist, sodaß die Fassade im Sonnenlicht eine riesige blitzende und spiegelnde Fläche darstellen wird. Das verspricht nun zweifellos verblüffend zu wirken, wenn es auch nicht jedem Auge angenehm sein mag. Im übrigen zeigen sich die Pläne eine für Amerika ungewohnt strenge Einfachheit der Linien und der Flächen; die Baukünstler suchen alle architektonischen Wirkungen durch die Menge des Materials und durch die Wucht der riesenhaften Dimensionen des Baues zu erzielen.

Stadthygiene in alter Zeit. Um was für sonderbare Dinge sich die Väter der Stadt Ravenna in früheren Jahrhunderten kümmern mußten, zeigt ein Auszug aus den Verordnungen dieser Stadt, den nach einem sehr seltenen alten Drucke (vom Jahre 1590) der „Corriere di Romagna“ mitteilt. Einige Proben genügen, den Geist dieser Erlasse zu charakterisieren: „Wir setzen und verordnen, daß vom 1. Juni bis zum 1. Oktober niemand eine seiner Säue über die Plätze und die übrigen Straßen von Ravenna solle treiben

dürfen und daß wer dieser Bestimmung zuwiderhandelt, zur Zahlung einer Buße von 3 ravennatischen Soldi für jede Sau verurteilt werde; jeder Bürger, der Anzeige von einer Verletzung dieser Vorschrift erstattet und zur Ueberführung des Schuldigen beiträgt, soll die Hälfte der Strafe als Lohn erhalten.“ Die Tiere sollen sich ferner nicht in Kirchen und auf Friedhöfen herumtreiben dürfen. Um die Straßen von Ravenna frei von allem Schmutz und Unreinlichkeit zu machen, war jeder Anwohner verpflichtet, jeden Freitag vor seinem Hause zu kehren und allen Unrat zu einem Haufen zusammenzufügen; am folgenden Tage kamen jede Woche städtische Angestellte, die „carratores comunitalis Ravennae“ mit ihren Karren und fuhren alles vor die Stadt „ad loca vacua et inhabitata.“

Der Chauffeur als Musiker. Die Vervollkommnung und Verfeinerung, die die Automobilhuppe in jüngster Zeit erfahren hat, erweckt die Hoffnung, daß das schrille, ohrenmarternde Geheul des Alarmsignals bald durch den harmonischeren Klang eines seiner abgestimmten musikalischen Instruments ersetzt werden wird. Man kann heute schon abgestimmte Huppen in Trompetenform kaufen, und jüngst ist erst wieder ein „Testoson“ benanntes Instrument erfunden worden, das fähig ist, vierundzwanzig Variationen mit sieben Tönen wiederzugeben. Als ausgezeichnetste aller zurzeit existierenden Huppen ist aber die sogenannte „Trompete des Erzengels Gabriel“ anzusehen, die über eine ganze Oktave verfügt, und die vermittelt einer Klaviatur von Kupfertasten gespielt wird. Zum Gebrauch für fortgeschrittene und um das Nervensystem ihrer Mitmenschen besorgter Chauffeure ist auch schon eine Reihe von Unterrichtswerken erschienen, die eine Anleitung zum Spiel auf besagter Trompete zu geben bestimmt sind. Eine dieser eigenartigen Trompetenschulen enthält nach den „Cycling News“ an die zwanzig technische Uebungen, deren fleißige Durcharbeitung einen mit leidlichem musikalischen Gehör begabten Chauffeur in den Stand setzt, zwanzig verschiedene Melodien zu Gehör zu bringen.

Mittel gegen das Schnarchen. In einem Artikel über das Schnarchen bewundert ein englisches Blatt den Edelmut der Schnarcher, die auf alle mögliche Art Abhilfe gegen ein Leiden suchen, das doch nicht sie selbst, sondern lediglich andere stört und belästigt. Den Preis der Menschenliebe verdient nun zweifellos ein Mann, der zu nutz und frommen der in ihrer Ruhe und ihrem Schlummer beeinträchtigten Menschheit bekannt macht, wie er sich selbst und andere von dem Uebel des Schnarchens befreit habe. „Das Schnarchen“, sagt dieser selbstlose Menschenfreund, „kommt daher, daß sich die Spitze der Zunge gegen die obere Wölbung der Mundhöhle hebt. Ich habe mir nun in meinem vierzigsten Lebensjahre das Schnarchen dadurch abgewöhnt, daß ich stets meine Zungenspitze flach an den Gaumen lege. Das erfordert etwas Uebung, hilft aber sieher.“ Ganz richtig bemerkt das englische Blatt dazu, daß die Zunge ein schwer zu regulierendes Organ sei, daß sie zuweilen auch einem Redner im wachen Zustande „ausrutscht“, also wohl im Schlafe noch schwerer zu regulieren sei.

Hyperbel. „Also der Müller sieht so elend und dünn aus?“ — „Fürchtbar; ohne Brille kann man den schon gar nicht mehr erkennen!“

Ein modernes Kind. Karlehen (das vom Vater eine Tracht Prügel bekommen): „Papa, nennst Du das Humanität?“

Reprimande. Gesangslehrer (ärgerlich): „Die Aussprache muß besser sein. Ihr dürft die Worte nicht zusammenziehen. Es heißt: „Und ist der Mai erschienen“, Ihr aber singt: „Und ist der Maier Schienen.“